

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

1/2013

	Editorial	3
Bernhard Zimmermann	Grußwort des Vorsitzenden	4
Manfred Lossau	Weltkulturerbe Altgriechisch und Lateinisch	6
Friedrich Maier	Europa – ein übergreifender Bildungsauftrag	11
Klaus Bartels	Die Grazien, die Schule und das Leben	20
Martin Holtermann	Materialien für einen kompetenzorientierten Griechisch-Unterricht	26
Boris Hogenmüller	Das Sokratesbild in Xenophons Apologie des Sokrates	30
Christoph Wurm	Ein Platz an der Sonne? – Die Civitas solis des Tommaso Campanella	39
Wilfried Stroh	Zur lateinischen Rücktrittserklärung von Papst Benedikt XVI.	45
	Personalia	50
	Zeitschriftenschau	53
	Besprechungen	61
	Leserforum	82
	Varia	84
	Adressen der Landesverbände	90

Neu in der Universal-Bibliothek

Eine preisgünstigste Studienausgabe mit ausführlichen Anmerkungen und dem sorgsam konstituierten lateinischen Text des unvollständig erhaltenen Werks.

Cicero: De re publica / Vom Staat

Lat./Dt. · Übers. und hrsg.: Michael von Albrecht
421 S. · UB 18880 · € 12,00

Cicero
De re publica
Vom Staat
Lateinisch/Deutsch

Reclam

Ingemar König
Die römische Republik

Reclam Sachbuch

**Ingemar König:
Die römische Republik**

2., überarb. u. aktual. Auflage 2012
270 S. · 4 Ktn. · UB 18950 · € 6,40

Ingemar König
Die römische Kaiserzeit

Reclam Sachbuch

**Ingemar König:
Die römische Kaiserzeit**

2., überarb. u. aktual. Auflage 2012
228 S. · 2 Ktn. · UB 18951 · € 6,00

Ingemar König
Die römische Spätantike

Reclam Sachbuch

**Ingemar König:
Die römische Spätantike**

2., überarb. u. aktual. Aufl. 2013
210 S. · 1 Kt. · UB 18952 · € 6,40

Weitere Informationen zu den einzelnen Titeln
und zu den speziellen Bezugsbedingungen für
Lehrer auf www.reclam.de

Reclam

Editorial

Am 23. Februar 2013 fand in Göttingen die alljährliche Sitzung des Gesamtvorstandes des Deutschen Altphilologenverbandes statt. Am Nachmittag des selben Tages begann die satzungsmäßige Vertreterversammlung, die am Morgen des folgenden Tages bis zum Mittag fortgesetzt wurde. Die wichtigsten Tagesordnungspunkte waren der Tätigkeitsbericht des Vorstandes mit dem Bericht des Kassenwartes, dem Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland, den Berichten über die Zeitschriften (FORUM CLASSICUM, PEGASUS-Online und GYMNASIUM) und über EUROCLAS-

SICA. Es folgten die Aussprache über die Berichte und die Entlastung des Vorstandes.

Sodann stand die Neu- bzw. Wiederwahl des Gesamtvorstandes auf der Tagesordnung. Die drei Mitglieder des bisherigen geschäftsführenden Vorstands stellten sich geschlossen zur Wiederwahl und wurden ohne Gegenstimme in ihrem Amt bestätigt: Erster Vorsitzender: Prof. Dr. BERNHARD ZIMMERMANN, Universität Freiburg (siehe das folgende Grußwort) und zwei stellvertretende Vorsitzende: Oberstudiendirektor HARTMUT LOOS (Kurfürst-Ruprecht-Gymnasium, Neustadt an der Weinstraße), und Studiendirek-

Impressum

ISSN 1432-7511

56. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22, E-Mail: Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, litterae26@aol.com
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie, felix.mundt@staff.hu-berlin.de
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, Josef.Rabl@t-online.de;
OStR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin, martin.schmalisch@web.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.
Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53, E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

torin HEIKE VOLLSTEDT (Kaiser-Wilhelm- und Ratsgymnasium, Hannover).

Ebenfalls bestätigt wurden die weiteren Mitglieder des Vorstands StR'n BÄRBEL FLAIG, Prof. ANDREAS FRITSCH, OStD MICHAEL HOTZ, Prof. Dr. STEFAN KIPE, OStD HORST DIETER MEURER, OStD'n CHRISTA PALMIÉ, StR KNUT REINARTZ, StD Dr. DIETMAR SCHMITZ, Prof. Dr. ULRICH SCHMITZER, OStD RAINER SCHÖNEICH. Die Wahlen leitete in souveräner Weise das Ehrenmitglied des Bundesvorstandes, Herr Dr. PETER LOHE (Berlin). Die E-Mail Adressen der Vorstandsmitglieder stehen im Internet unter: http://www.altphilologenverband.de/index.php?option=com_content&view=article&id=10&Itemid=27.

Aus dem vom Kassenwart KNUT REINARTZ (Mainz) vorgetragene detaillierten Kassenbericht geht hervor, dass der Verband zur Zeit 6.252 Mitglieder hat (Stand vom 22.2.2013), und zwar in Baden-Württemberg 778, Bayern 1.004, Berlin und Brandenburg 403, Bremen 37, Hamburg 123, Hessen 646, Mecklenburg-Vorpommern 58, Niedersachsen 899, Nordrhein-Westfalen 1.049,

Rheinland-Pfalz 532, Saarland 126, Sachsen 90, Sachsen-Anhalt 103, Schleswig-Holstein 294, Thüringen 110.

Der auf der Grundlage der Berichte der Landesverbände zusammengestellte und von Horst DIETER MEURER vorgetragene und kommentierte Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik wird in einem der nächsten Hefte des FORUM CLASSICUM in gewohnter Form veröffentlicht werden. Er gibt Auskunft über Lehrer- und Schülerzahlen, über bildungs- und fachpolitische Trends in Schule und Lehrerbildung.

Ein besonderer Tagesordnungspunkt war die Beratung und Beschlussfassung über den nächsten DAV-Kongress, der seit der Wiederbegründung des Altphilologenverbandes zum ersten Mal im Ausland, in Österreich, an der Universität Innsbruck vom 22. bis 26. April 2014 stattfinden wird. Näheres hierzu im nachfolgenden Grußwort des bisherigen und neuen Vorsitzenden Bernhard Zimmermann. Schon jetzt seien alle Mitglieder des DAV und Freunde der Alten Sprachen gebeten, sich diesen Termin vorzumerken.

ANDREAS FRITSCH

Grußwort des Vorsitzenden

Nachdem auf der Vertreterversammlung des Deutschen Altphilologenverbandes am 23. Februar 2013 in Göttingen der geschäftsführende Vorstand für zwei weitere Jahre in seinem Amt bestätigt worden ist, möchte ich mich – auch im Namen meiner Stellvertreter HARTMUT LOOS und HEIKE VOLLSTEDT – herzlich für die Wiederwahl und das sich darin ausdrückende Vertrauen bedanken.

Die Hauptarbeit, die in den nächsten Monaten auf uns zukommen wird, ist die Organisation des Bundeskongresses des DAV, der vom 22. – 26. April 2014 in Innsbruck stattfinden wird. Es ist dies ein Novum in der Geschichte des DAV, dass wir einen Bundeskongress im Ausland abhalten, und dieses Novum bietet uns die einzigartige Gelegenheit der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit mit der österreichischen *Sodalitas* und dem Schweizer Altphilologenverband, mit Altphilologen aus Südtirol und dem Trentino.

Den Anstoß zu dieser grenzüberschreitenden Kooperation gab der *Round Table* in Erfurt „Über den Zaun geschaut“, an dem Vertreter aus Österreich, der Schweiz, dem Trentino, Südtirol und Griechenland über die Situation des altsprachlichen Unterrichts in ihren Ländern berichteten und diskutierten.

Der Innsbrucker Kongress wird unter das Motto gestellt: **Alte Sprachen bauen Brücken**

Wie immer in den letzten Jahren sind Vorschläge zu Arbeitskreisen und Workshops willkommen. Richten Sie Ihre Vorschläge bis spätestens 30. April 2013 an mich (bernhard.zimmermann@altphil.uni-freiburg.de). Die Erfahrung des letztjährigen Kongresses in Erfurt lehrt, dass leider nicht alle eingehenden Vorschläge berücksichtigt werden können. Dafür bitte ich schon im Voraus um Ihr Verständnis.

BERNHARD ZIMMERMANN,
Freiburg im Breisgau

Neu bei Mohr Siebeck

Maßgeschneiderte
Informationen:
www.mohr.de

Vjačeslav Ivanovič Ivanov
**Dionysos und die
vordionysischen Kulte**
Hrsg. v. Michael Wachtel u.
Christian Wildberg

Erstmals erscheint das vorliegende Werk des Dichters Vjačeslav Ivanov (1866–1949). Darin untersucht er den Ursprung, das Wesen und den Einfluss der Dionysos-Religion in der griechischen Antike. Der Autor starb kurz vor Abschluss der Arbeit und das Werk, das vor etwa 60 Jahren publiziert werden sollte und schon zu Lebzeiten des Autors zur Legende wurde, geriet in Vergessenheit.

2012. XLVIII, 416 Seiten.
ISBN 978-3-16-150208-8 fBr € 59,-

Synesios von Kyrene
**Ägyptische Erzählungen
oder Über die Vorsehung**
Hrsg. v. Martin Hose. Eingel.,
übers. u. m. interpretierenden
Essays versehen v. Martin Hose,
Wolfgang Bernard, Frank Feder
u. Monika Schuol

Die »Ägyptischen Erzählungen« des Synesios von Kyrene (ca. 370–413 n. Chr.) entwerfen in Form einer Allegorie, die den Osiris-Mythos mit neuplatonischen Elementen erzählt, ein lebendiges Bild der Erlebnisse, die der Autor als Gesandter am Hof von Konstantinopel um 400 n. Chr. machte.

2012. X, 204 Seiten (SAPERE XXI).
ISBN 978-3-16-152259-8 fBr € 29,-

Ps.-Platon
Über den Tod

Eingel., übers. u. mit interpretierenden Essays versehen v. Irmgard Männlein-Robert, Oliver Schelske, Michael Erler, Reinhard Feldmeier, Sven Grosse, Achim Lohmar, Heinz-Günther Nesselrath u. Uta Poplutz

Der unter Platons Namen überlieferte Dialog »Axiochos« beschäftigt sich mit der zeitlosen Frage, ob man vor dem Tod Angst haben muss.

2012. XI, 224 Seiten (SAPERE XX).
ISBN 978-3-16-151904-8 fBr € 29,-

Von Rom nach Bagdad

Bildung und Religion von der römischen Kaiserzeit bis zum klassischen Islam
Hrsg. v. Peter Gemeinhardt u.
Sebastian Günther

Die Autoren der Beiträge dieses Bandes thematisieren die Interaktion von Bildung und Religion in Antike, Judentum, Christentum und Islam.

2013. Ca. 420 Seiten.
ISBN 978-3-16-151679-5
fBr ca. € 30,- (Januar)

*Bitte fordern Sie unseren
aktuellen Gesamtkatalog an.*



Mohr Siebeck
Tübingen
info@mohr.de
www.mohr.de

Weltkulturerbe Altgriechisch und Lateinisch

Fragmente einer Kulturgeschichte

Suum cuique, war die Devise des Schwarzen Adlerordens, den FRIEDRICH I., der erste König in Preußen, zu seinem Amtsantritt stiftete. Ob es vielen am Krönungsorte Königsberg, gar dem Stifter selbst, bewusst war, dass der Wahlspruch letztlich auf ein aristotelisches Philosophem zurückgeht, sei dahingestellt.¹ Doch auch in dem noch nicht allzu traditionskultivierten Lande im Nordosten wird nicht nur in Kreisen der Träger einer solchen Auszeichnung die Inschrift auch in ihrer lateinischen Form geläufig gewesen sein. Schon annähernd hundert Jahre zuvor hatte allerdings der Magistrat der Stadt Augsburg ein lateinisches Motto seiner ganzen Bürgerschaft zugemutet: *Publico consilio publicae salutis MDCXX* steht am Hauptportal der Westfassade des Rathauses. Und wiederum hundert Jahre davor lasen und lesen noch die Gläubigen oberhalb der Uhr am Glockenturm des Trierer Doms die Mahnung *Nescitis qua hora Dominus veniet*.

Nun mögen manche Einwohner Triers oder Augsburgs von diesen Inschriften wenig oder gar nicht berührt sein. Doch die Lehrer, die beflissenen Jubiläumsredner, die wissenden Älteren und nicht zuletzt die Fremdenführer der hochkonjunkturellen Touristikbranche bringen die Botschaften unters Volk. Und nicht nur in den beiden ältesten Römergründungen, den ältesten Städten des Landes überhaupt,² wird die Präsenz des Lateinischen lebendig bleiben – selbst im hohen außerrömischen Norden, wo am Lübecker Holstentor eine Abwandlung der stolzen altrömischen Formel *SPQR* prangt, das hanseatenstolze *SPQL*, gleich *Senatus Populusque Lubecanus*.

Nicht ebenso unmittelbar *ad oculos* geführt wird das Griechische. Doch immerhin ertönt das *Kyrie eleison* konzertant wie rituell, muss sich der lichtscheue Gegengeist seinen redenden Namen in der Sprache des Neuen Testaments gefallen lassen: In den alten Faustbüchern³ heißt er *Mephostophiles* (der „NichtdasLichtdaliebe“)⁴ – wie denn GOETHE seinen Geist, der stets verneint, sich folgerecht zur Finsternis bekennen lässt (Vv.

1349-1358). Und von der Wiege bis zur Bahre durchläuft auch der Zeitgenosse, immer noch, seine griechisch benannten Lebensstationen: von der Gynäkologie zum Baptisterium, über die Schule (*scholé*), das Gymnasium zur Akademie oder – lateinisch zwar – zur Universität, wird Architekt oder Mathematiker, Theologe gar, lebt mono- oder polygam, besitzt eine Bibliothek, hört so manche Symphonie, befließigt sich der Astrologie, wenn nicht der Astronomie, ernährt sich ‚biologisch‘, treibt Athletik, gerät womöglich dennoch in die Zuständigkeit der Gerontologie – und endet in der Agonie. Kaum einer bleibt von den Phänomenen unberührt, deren griechische Benennungen dem Sprachkörper einverleibt sind; er muss nicht gleich am Mauerstein eines Gebäudes der Universität von St. Andrews in griechischen Lettern des Peleus Mahnung an Achill aus dem elften Gesang der Ilias gelesen haben, *aiei aristeteuon* ... („immer bester zu sein“).

Unermessbar schließlich ist das griechisch-römische Erbe in der Literatur. Nicht nur die Klassiker oder die Romantiker sind es, die das Leuchten der „Sonne Homers“⁵ wiederentfachten. Von SCHILLERS verklärender „Nänie“ auf Achill bis zu CHRISTA WOLFS engagiert feministischer Verkehrung ethischer Prinzipien in „Kassandra“ („Achill das Vieh“) ist es freilich ein weiter – ein ahistorischer Irrweg. Als eher kongenial gegenüber den Alten erweisen sich nichtdoktrinäre Autoren. Wenn DANIEL KEHLMANN den EUKLID ehrt, so mag das in Anbetracht seines Themas, „Vermessung der Welt“, nicht ungewöhnlich sein; weniger selbstverständlich ist es, dortselbst ALEXANDER VON HUMBOLDT den neuen Prometheus zu heißen, und gar CARL FRIEDRICH GAUSS zu attestieren, der habe eigentlich „Klassische Philologie“ – welches Fach es unter diesem Titel seinerzeit gar nicht gegeben hat – studieren und einen VERGIL-Kommentar, insbesondere über Aeneas’ Abstieg in die Unterwelt schreiben wollen. Das bekundet nicht nur Vertrautheit mit den klassischen Themen, sondern dazu Vertrauen

in das Lesepublikum, ein Continuum klassischen Gutes also bis in die Gegenwart hinein. HEINER MÜLLERS Dramen „Philoktet“, „Herakles“, „Der Horatier“ und, nach AISCHYLOS, „Prometheus“ erweisen der großen attischen Tragödie die Reverenz. Und die ekstatisch-kannibalische Orgie, der im Schlusskapitel von PATRICK SÜSKINDS „Parfum“ der Held Grenouille zum Opfer fällt, lässt unverkennbar den Menschenfleisch verzehrenden Wahnsinn der dionysosbesessenen Mänaden wiederaufleben. Selbst der für eine Hinneigung zu den großen Gestalten der klassischen Antike kaum prädestiniert scheinende BERT BRECHT bestätigt in seinem lyrischen Werk ebenso ausdrücklich wie *in praxi* SOPHOKLES⁶ und HORAZ⁷ als dauerhaft gültige Ideengeber.

Wenn einmal, immer noch, die zeitgenössischen Autoren – die gegebenen Beispiele sind nicht weniger als repräsentativ – auf die klassischen Motive und Denkformen nicht verzichten wollen, kann ein berufener Interpret und Praktiker wie PETER STEIN nicht umhin, in den „Dresdner Reden“ des Jahres 2008⁸ das Fortleben der ‚alten‘ Literatur seinerseits zu bezeugen und über „Die Griechische Tragödie und ihre Geschichte bis heute“ zu sprechen. Aber auch das breitere Publikum zeigt sich höchst aufnahmebereit sogar für ein vermeintlich revolutionierendes Antikenverständnis, wie die enorme Resonanz von RAOUL SCHROTTs Iliasversion des Jahres 2008 in der nationalen wie der internationalen Presse beweist.

Trotz alledem kümmern das Griechische und das Lateinische seit Jahrzehnten dahin. Die alten Bastionen, Schule und Universität und auch die Kirche, halten dem Druck der Erneuerer und Reformer kaum noch stand; die an den *Almae Matres*, den traditionsverachtenden Achtundsechzigern und dem Siegeszug einer technisierten Zivilisation entgegen, von akademischen Schönggeistern der siebziger Jahre liebevoll so genannten Orchideenfächer sind Konzentrationsmaßnahmen und Streichungen ausgesetzt. Und sogar die unmittelbar betroffenen Fakultäten beziehungsweise Fachbereiche befließen sich bedenklicher Mittäterschaft, indem sie nach und nach Graecum, sogar Latinum als Voraussetzungen für die Meldung zum Examen in den Sprach- und Literaturwissenschaften, dazu in den

Fächern Geschichte, Theologie, Jurisprudenz, fallen lassen.

Verderblicher noch, da ursächlich, sind für die beiden alten Sprachen die Zustände am Gymnasium. Die klassischen Begründungen: abgesehen von seinem Wert an sich, fördere das Lateinische das logische Denken, und es sei Grundlage des Erlernens aller mittel- und westeuropäischen Sprachen, überdies als so genannte tote Sprache gemeinsam mit dem Altgriechischen das exemplarische Idealmuster fürs Erlernen und Verinnerlichen grammatischer und stilistischer Formen und Strukturen, ohne welche keine Hochsprache denkbar sei – diese Begründungen sind mittels modernistischer pädagogischer Methoden und damit abgestimmter politisch opportuner Reglements außer Kurs gesetzt. Die offenbar zeitgemäße Frage lautet seit Jahrzehnten: Wozu Latein, wozu Griechisch, wenn doch die Forderung des Tages von der Technik gestellt wird, von den exakten Wissenschaften und, zum Zweck der Kommunikation in der Welt, vom omnipräsenten Englischen?⁹ Woher die Zeit für die alten Sprachen nehmen im Wochenstundenplan der Schüler, die einen unmäßig angewachsenen Stoff zu bewältigen haben? Also bleiben fürs Lateinische bis zum Erwerb des Latinums nur mehr durchschnittlich fünfzehn Jahreswochenstunden, Leistungskurse konstituieren sich nur selten noch, und das Griechische ist als reguläres Unterrichtsfach nahezu abgeschafft. Zwar agieren die Bundesländer, bedingt durch Traditionen und wechselnde politische Konstellationen, unterschiedlich, doch unverkennbar ist die Generaltendenz: abwärts.

Aber ist die zitierte Fragestellung angemessen? Ist es sinnvoll, dass ehrgeizige Pädagogen und Politiker in Unter- und Oberprima für vermeintliche Vorzugsfächer einen Unterricht auf dem Niveau des universitären Proseminars anstreben, wenn, wie bekannt, der Student des ersten Semesters doch wieder ‚von vorn‘ anfangen muss? Im übrigen hat es gerade das Humanistische Gymnasium immer wieder verstanden, die alten Sprachen mit der Mathematik und den exakten Wissenschaften, insbesondere der Physik, im Stundendeputat zu vereinbaren. Neben oder sogar über allem ist es ungewiss, ob bei der

massiven und fortschreitenden Abstufung der klassischen Fächer die Eltern der Gymnasiasten willig den normsetzenden Lehrprogrammen der Politiker, oder ob diese nur den vermeintlichen Interessen der Wähler folgen.

Allerdings gibt es derzeit für die Sympathisanten des Griechischen und des Lateinischen Ermutigendes zu beobachten. Seit einigen Universitätssemestern steigt die Zahl der Eingeschriebenen an, auch übrigens die der Schüler an den Gymnasien. Ob es sich dabei um ein erstes Anzeichen eines noch undefinierten Umdenkens handelt, gar um ein Besinnen auf ein altabendländisches Erbe, bleibt abzuwarten. Doch immerhin wäre zu erinnern, wie oft schon den alten Klassikern an der Schwelle zu einer so genannten neuen Zeit die *damnatio memoriae* gedroht – jedoch nie stattgefunden hat. *Mutatis mutandis* könnte beim alten CATO angesetzt werden, der freilich seine allzu strengen Maßstäbe benutzte und im Jahre 156/155 die berühmte athenische Philosophendelegation¹⁰ wegen Gefährdung römischen Denkens hinauskomplimentierte. Indes fand jenes während eines halben Jahrtausends hochentwickelte Philosophieren in Rom doch sehr bald, mit LUKREZ und CICERO, bewundernde Nacheiferer und Propagatoren; gegen das Alte wehrte sich die aufstrebende Macht vergebens, ihr noch allzu junges Denken wurde von überlegenem Geist durchdrungen und gefestigt – und dadurch, begünstigt freilich auch von Römischem Imperium (!) und Christentum, so mächtig, dass es nun seinerseits eineinhalb Jahrtausende lang die abendländische Welt prägte: Das europäische Mittelalter heißt das lateinische.¹¹

Natürlich erwachsen allmählich Widerstände. Die galten den tradierten Systemen, wie den kanonischen *Artes Liberales* und deren etabliertem Medium, dem Lateinischen. Zwar pflegte die große Bewahrerin, die Kirche, beharrlich die Tradition. Im Tympanon des Königstors der Kathedrale zu Chartres thront links in der äußeren Archivolte ARISTOTELES als Patron der Dialektik. Aber etwa gleichzeitig mit diesem Monument muss sich ein JOHANNES VON SALISBURY gegen die Modernisierer zur Wehr setzen, die es vorziehen, *varias confundere linguas*, statt durch die *studia* der Alten geplagt zu werden.¹² Und bald entstehen denn

auch die Nationalsprachen, können allerdings das Lateinische eben so wenig ganz verdrängen wie ehemals die Altrömer den überlegenen, älteren, für sie freilich neuen Geist samt seiner Sprache zu unterdrücken vermochten. Auch bleibt neben der späteren Lutherbibel, und sei es konfessionell bedingt, die Vulgata bestehen. Und der schon zitierte Mephisto? Ausgerechnet er, den GOETHE doch im „Faust“ I, 1339f. sagen lässt: „denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht“, korrigiert den Stürmer und Dränger Baccalaureus II, 6809f., nun altersweise: „Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht?“, – wem kein Geringerer als HÖLDERLIN nur beitreten kann.¹³

Und es geht, speziell das Griechische und das Lateinische betreffend, in diesem quasi antithetisch-dialektischen Sinne weiter. *Pourquoi ... apprendre du grec, du latin? ... on n'a pas besoin de cela*, schreibt ARTHUR RIMBAUD im Jahre 1864.¹⁴ Doch der erwachsene Poet, der in seiner Brust gleichsam eine ganze Epoche bewältigt, braucht nicht alt zu werden wie ehemals Mephistopheles, um das Alte wieder zu Ehren zu bringen, sondern beginnt drei, vier Jahre später schon, hervorragende, sogar preisgekrönte klassisch-lateinische Kompositionen zu verfassen,¹⁵ – wird allerdings alsbald, jedenfalls nach einem letzten Beschwören der antiken Götterwelt in der Komposition „Soleil et Chair“,¹⁶ wieder abschwören und das Antike, repräsentiert in eben der Götterwelt, nur mehr in „verfratzter Weise“¹⁷ bestehen lassen. Im Individuum können sich die Zeitläufte spiegeln: Majestätisch wird zu Beginn der Berliner Schulkonferenz im Dezember 1890 WILHELM II. die Devise ausgeben: „Wir sollen nationale Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer.“¹⁸ Und die Schwerpunkte der gymnasialen Ausbildung wurden von den klassischen Fächern fort verlagert. Alsbald hatte FRIEDRICH PAULSEN am Lehrplan von 1891 zu klagen über „eine sehr beträchtliche Einbuße an Stundenzahl“ und zu konstatieren, „auf Kosten der alten Sprachen tritt das Deutsche hervor.“¹⁹ Den großen WILAMOWITZ focht das alles nicht an. In einer Göttinger Rede erklärte er seine Wissenschaft als unabhängig von der Lehrerausbildung, verhehlte freilich nicht, dass solcher Verzicht „den Bruch mit der

Geschichte und der Kultur endgültig vollzöge. ... Mögen die beiden Sprachen, denen Europa seine Kultur verdankt, ruhig aus dem obligatorischen Jugendunterrichte verschwinden. Wie Deutschlands Zukunft dabei fahren wird, das frag' ich nicht: die Philologie kann es ruhig wagen.²⁰

Ganz unerwartet schlug das Pendel zurück. Die Wirren der beiden großen Kriege mögen es gewesen sein, die das Bedürfnis nach einer Orientierung an Altbewährtem, Unverfälschbarem wieder erweckt haben. Gewiss waren dabei förderlich auch Stimmen von außen, wie die THOMAS STEARNS ELIOTS, dessen Vergil huldigende Rede des Jahres 1944, *What is a Classic?* (deutsch übersetzt in „Antike und Abendland“ III, 1948), mit dem Bekenntnis, „der Blutstrom der europäischen Literatur ist Latein und Griechisch“,²¹ ihre Wirkung nicht verfehlte. Als bald beschwor WOLFGANG SCHADEWALDT den „Modell-Charakter der griechischen Welt- und Menschenbetrachtung.“²² Da war es gleichsam symptomatisch, wenn in dieser Zeit beispielsweise an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Vorlesungen Klassischer Philologen wegen des hohen studentischen Interesses die vorderen Reihen selbst größerer Hörsäle für Personen der Frankfurter Gesellschaft reserviert gehalten werden mussten. Und natürlich wussten die Fachvertreter eindrucksvolle Thesen zu begründen: Die Gräzistik sei die „Orientierungswissenschaft für Menschen der Gegenwart“ (JOACHIM LATA CZ 1996), Rom und Griechenland seien uns das „nächste Fremde“ (UVO HÖLSCHER, 1965), und Latein sei das „Schlüselfach der europäischen Tradition“ (MANFRED FUHRMANN, 1976).²³

In dem inzwischen vergangenen halben Jahrhundert hat die Faszination einer allmächtig scheinenden Technisiertheit westlicher Zivilisationen das europäische Denken grundlegend verändert. Mahnungen wie die des schon zitierten T. S. Eliot, *without a foundation of Latin and Greek we remain limited in our power over ... other subjects*,²⁴ werden nicht mehr gehört, vielleicht schon belächelt. Zwar erfuhren die alten Sprachen in Schule und Universität gelegentlich und wechselweise hoffnungsvolle Aufschwünge und pessimistisch stimmende Abschwünge. Doch diese Vorgänge folgen undefinierten Tenden-

zen und bewegen sich auf nur mehr niedrigem Niveau. Nach dem genannten Hoch der fünfziger und dem Tief der späten sechziger Jahre ging es ab 1975 nur mehr sachte aufwärts, um 1980 wieder abwärts, ab 1991 leicht aufwärts, usf.²⁵ Da kommt womöglich ein Wort aus Rom gerade recht. Die *Accademia Vivarium Novum* appelliert an die UNESCO, *ut Linguae Latina et Graeca recipiantur in Patrimonium omnium gentium* ... – „dass Latein und Griechisch zum Weltkulturerbe der Menschheit erklärt werden, da diese Sprachen nicht nur von europäischer Bedeutung sind, sondern auch außerhalb von Europa als vereinigendes Element der westlichen Welt und als unschätzbare Erbe wirken, das uns von einer über zweitausendsiebenhundert Jahre währenden Kulturgeschichte anvertraut worden ist.“²⁶ – Eine würdige Abwehr unter anderem jener rein eigennützigem Politik einer neusprachlichen Phalanx der siebziger Jahre, durch welche der altsprachliche Unterricht geradezu „als Hindernis für die europäische Einigung“²⁷ diskreditiert werden sollte!

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Nikomachische Ethik 5, 6, insbesondere 1131 a 29.
- 2) Nach dem Stand der Forschung ist Trier, als die ältere der beiden, vor 12 v. Chr., am wahrscheinlichsten im Jahre 17 gegründet worden, vgl. H. Heinen, Trier und das Trevererland in römischer Zeit, Trier 1985, S. 41-53.
- 3) Vgl. Das älteste Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des Spiesschen Faustbuches vom Jahre 1587 ... von Dr. August Kühne, Zerbst 1868: Kapitel V „Fragte (Faustus) den Geist darauf, wie sein Name und wie er genannt werde? Antwortet der Geist, er hieß Mephostophiles.“ Danach C. Marlowe, Doctor Faustus, I 3, wo der Auftretende Mephostophilis heißt.
- 4) Dabei wäre die Verbform – -philes – als prohibitiver Konjunktiv verstanden, das -to- als Demonstrativum; der Prohibitivus quasi Imperativ als substantivbildend widerstrebt nicht, vgl. deutsch das Vergissmeinnicht, das (Kräutchen) Rührmichnichtan, ferner, wenn auch nicht formal, so doch sachlich einschlägig, der Gottseibeius; immerhin ist dieser Mephisto deutscher Provenienz, vgl. die vorige Anmerkung. – Nicht außer Acht gelassen werden sollte die Möglichkeit eines nominalen Hintergliedes -philes, gemäß paidophiles, pornophiles, was auf ein vorstellbares, freilich nicht belegtes photophiles führte;

das erste -s- in einem der Vorstellung zugrunde liegenden photos-philes ließe sich durch euphonische Metathese erklären, während das me- in diesem Falle bei einem Adjektiv problemlos wäre, vgl. R. Kühner/B. Gerth, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Satzlehre, 3. Auflage, Hannover/Leipzig 1904, II, S. 201. – Grammatisch fragwürdige Herleitungen der Wortbildung bei J. Burton Russell, Mephistopheles. The Devil in the Modern World, Ithaca and London 1986, S. 58-61.

- 5) Schillers Elegie Der Spaziergang, V. 200: Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns.
- 6) Vgl. Die Antigone des Sophokles. Nach der Hölderlinschen Übertragung für die Bühne bearbeitet, in: Werke: Berliner und Frankfurter Ausgabe, hrsg. von W. Hecht u.a., Band 8, S. 193-241, wo Brecht, abgesehen von etlichen Zusätzen, Tilgungen, Umstellungen und geringfügigen Änderungen, in der Tat durchweg Hölderlin folgt; beachtlich aber die Eigenleistung in der Übersetzung des Kallimachos-Epigramms auf Timon (dort Nr. IV[5]), das ihn über einen Zeitraum von zwanzig Jahren beschäftigt hat: Werke Band 15, S. 14, vgl. Kommentar S. 324.
- 7) Vgl. die Adaptation der Epistel II 1 in: Werke (wie Anm. 6), Band 15, S. 113f., wo er „mit Vergnügen“ Horazens Rückführung des Saturniers auf die „bäurischen Schwänke“ zur Kenntnis nimmt. Bemerkenswert auch die Nachahmung der berühmten Sphragis-Ode Exegi monumentum (III 30) in dem Bekenntnis Ich benötige keinen Grabstein, Werke Band 14, S. 191.
- 8) Am 2. März im Dresdner Schauspielhaus.
- 9) Schon im Jahre 1955, also in der Zeit eines Wiederaufblühens der griechisch-lateinischen Studien, opponierte der Pädagoge Theodor Litt gegen den klassischen Bildungskanon aus vorrangig historisch-politischen Gründen: Dieser Kanon habe in den zwölf finsternen deutschen Jahren versagt (Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt, Bonn 1955). Ernstlich und nachwirkungsreich gefährdet wurde der altsprachliche Unterricht jedoch erst durch das radikal den modernen Arbeits- und Kommunikationsverhältnissen zugewandte Curricularprogramm Saul Benjamin Robinsohns (Bildungsreform als Revision des Curriculum, Neuwied/Berlin, 3. Aufl. 1971), das als „kopernikanische Wende“ aufgefasst wurde, vgl. Stefan Kipf, Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland, Bamberg 2006, S. 176-185.
- 10) Karneades für die Akademie, Kritolaos für den Peripatos, Diogenes von Babylon für die Stoa.
- 11) Vgl. E. R. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, 3. Auflage, Bern/München 1961, S. 9-11.
- 12) Entheticus vv. 65f., in: Ioannis Saresberiensis ... opera omnia ... cont. J. A. Giles, vol. V, Oxford 1848, Nachdr. 1969, S. 241; vgl. vv. 44f. die Frage der Modernen: cur veterum nobis dicta vel acta refert? A nobis sapimus, docuit se nostra iuventus.
- 13) Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. von M. Knaupp, Band II, München 1992, S. 62-64: Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben.
- 14) Arthur Rimbaud, Oeuvres complètes, édition ... par A. Adam, Paris 1972, S. 173.
- 15) Wie Anm. 11, S. 174-190.
- 16) Wie Anm. 11, S. 6-11.
- 17) Hugo Friedrich, Die Struktur der modernen Lyrik, 4. Auflage, Hamburg 1971, 65f.
- 18) Aus: Theodor Mommsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Briefwechsel 1872-1903, hrsg. und kommentiert von William M. Calder III und Robert Kirstein, Band II, S. 581, Anm. 1877.
- 19) Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten, II. Band, 3. Auflage 1921, S. 602f.
- 20) Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Philologie und Schulreform, Prorektoratsrede, gehalten ... am 1. Juni 1892.
- 21) S. 24, wo fortgefahren wird: „– nicht als ein zweifaches Kreislaufsystem, sondern als ein einziges, weil unsere griechische Abkunft über Rom läuft.“
- 22) Nach 1955 (Vortrag) abgedruckt in Das Welt-Modell der Griechen, in: W. S., Hellas und Hesperien, Zürich und Stuttgart, 2. Aufl. I, 1970, S. 601-625, hier 605. Vgl. ders. Sinn und Wert der humanistischen Bildung im Leben unserer Zeit, ebd. II, S. 528-535, und Das humanistische Bildungsgut und die Forderungen unserer Zeit, ebd. 536-543.
- 23) Vgl. S. Kipf, wie oben, Anm. 9, S. 351; 358; 366.
- 24) Selected Essays, London 1951, darin: Modern Education and the Classics, S. 507-516, hier: S. 513.
- 25) Vgl. S. Kipf, wie Anm. 9., S. 214-225; 441-443.
- 26) Romae, in Aedibus Academiae Vivarii Novi, 2011; die hier zitierte deutsche Übersetzung S. 18f.
- 27) S. Kipf, wie Anm. 9, S. 227.

MANFRED LOSSAU, Trier

*Geistlos verkümmern wirst Du ohne das Land,
dessen Geist Dich, Europa, erdachte.*
GÜNTHER GRASS

Europa – ein übergreifender Bildungsauftrag

Was der Unterricht der klassischen Sprachen dazu beitragen kann und soll.

„Europa ist eine Aufgabe von Generationen“. So steht es in der Rede, mit der VAN ROMPUY die Verleihung des Friedensnobelpreises an die Europäische Union begründete. Diese Aufgabe ist gewiss vordringlich der Politik gestellt. Sie gelingt aber nur, wenn sie von unten her, von den Menschen, die nachwachsen, mitgetragen wird. Insofern ist sie eine Bildungsaufgabe ersten Ranges. Mit Recht zählt sie seit langem zu den obersten Bildungszielen der Schulen Europas, auch und besonders in den Ländern der Bundesrepublik. Die Fächer des Gymnasialunterrichts sind auf dieses Ziel längst ausgerichtet. Auch der Lateinunterricht. Sein Fachprofil macht in allen Lehrplänen die „Europa-Bildung“ zum verpflichtenden Programm.

Was kann, ja was soll der Lateinunterricht zur Erfüllung dieses übergreifenden Bildungsauftrages leisten? Diese Frage lässt sich nicht durch eine oberflächlich-flüchtige Behandlung erledigen. Sie setzt bei denen, die Europa von seinen Grundlagen her dem Verständnis der Jugend zugänglich machen wollen, ein intensives Studium der Quellen voraus. Man kommt auch nicht ohne eingehende Lektüre der sekundären Literatur aus. Die aktuellen zeitdiagnostischen Veröffentlichungen sollte man zumindest im Umriss kennen. Der Begriff „Europa“ ist, je mehr er ins Zentrum der öffentlichen Diskussion gerät, umso schillernder. Europa fungiert heute überall als ein großes Wort, in seiner Wertigkeit ist es jedoch höchst umstritten.

Europa wird in der öffentlichen Diskussion auf den Euro reduziert. Der Streit wird demnach weitestgehend an der Oberfläche geführt, ohne Rückbezug auf Geschichte und Tradition. Selbst die aus berufenem Mund kommende Feststellung in einer Dankesrede auf die Preisverleihung: „Dieser Euro ist weit mehr als eine Währung. Er steht symbolhaft für die Einigung Europas“ zeigt, dass die Diskussion ausschließlich auf der

politisch-ökonomischen Ebene stattfindet. Dass Europa mehr ist, nämlich ein Kontinent, der sich mühsam über zweieinhalb Jahrtausende hin in stets sich verändernden geografischen Grenzen zu einem eigenständigen Kulturraum entwickelte, erscheint im Dunstkreis der Eurokrise als irrelevant. Das aus eben diesem kulturellen Substrat entstandene Symbol des Erdteils, die Konfiguration „Europa auf dem Stier“, wird zwar laufend in der bizarren Verzerrung der Karikatur als Medium humoristischer Kritik an den Protagonisten der Politik und der von ihnen geschaffenen Sachlage verwendet. Doch wer nimmt davon Kenntnis? Wer kann das Bild wirklich sachgerecht verstehen?

Wollen wir den Dingen auf den Grund gehen! Als gesichert darf angenommen werden, dass Europa drei Dimensionen aufweist: eine geografische, eine politische und eine kulturelle, auch dass diese meist in allen Formen seiner Symbolisierung zur Geltung kommen. Wie ist es von seinen Ursprüngen her dazu gekommen? Dazu seien in Kürze die wichtigsten Erkenntnisse aufgezeigt, die sich aus dem Studium der primären und sekundären Literatur gewinnen lassen.

1. Europa als Kontinent

„Europa“ ist aller Wahrscheinlichkeit nach kein „europäisches“ Wort. Es ist ihm vom Osten her zugekommen. Dem Wort liegt wohl – zumindest hat man bislang noch keine plausiblere Erklärung gefunden – die hebräische Wurzel „ereb“ („Dunkel“, „Abend“) zugrunde; insofern könnte es den Landraum andeuten, der im „Westen“ liegt, in dem die Sonne untergeht. Es wäre das „Westland“, es läge demnach als „Abendland“ dem Morgenland gegenüber. Welche Landmasse sollte es aber umfasst haben? Keineswegs am Anfang den Kontinent. Das erste griechische Dokument, das wir haben, ist der homerische „Hymnus auf Apollo“ (wohl 6. Jh. v. Chr.). Hier

wird vom „Peloponnes und von den Inseln im Meer“ ein „Europa“ unterschieden, das Griechenland von der Mitte hin nach Norden bis zum Bosphorus bezeichnet. Europa ist nur als winziges Stück Land im Mittelmeer westlich von Asien verstanden.

Doch fast zur gleichen Zeit wurde Europa als Begriff für einen Kontinent genommen. Der Grund dafür liegt im Dunklen. Die erste Weltkarte des ΗΕΚΑΤΑΙΟΣ am Ende des 6. Jh. teilte die gedachte Welt in zwei Teile ein, in ein südliches Asien und ein nördliches Europa – eine sehr vage und der Realität ferne Vorstellung, die sich mit der im Apollo-Hymnus kaum in Einklang bringen lässt. Doch diese differenten Annahmen kamen offensichtlich bald in einem neuen Konzept zur Vereinigung. Europa wird als eigener Kontinent im Westen begriffen, von dem man allerdings wenig bis nichts weiß. Hierfür wird uns HERODOT, der „Vater der Geschichtsschreibung“, am Ende des 5. Jh. v. Chr. zum Hauptzeugen. Nach allen Erfahrungen, die er wohl auf seinen vielen und weiten Forschungsreisen gewonnen hat, kommt er zu einem nüchternen Fazit:

„Ich wundere mich über die, die eine Abgrenzung und Einteilung in Libyen, Asien und Europa vorgenommen haben. Die Abweichungen zwischen ihnen sind ganz beträchtlich; an Länge übertrifft Europa die beiden anderen, an Breite aber können sich die beiden anderen überhaupt nicht mit Europa messen. Libyen zeigt sich rings vom Meer umflossen außer an der Stelle, wo es mit Asien zusammenhängt.“ (Historien IV 42)

„Von Europa weiß offenbar niemand etwas Genaueres, weder über den Osten noch über den Norden, ob es da vom Meer umgeben ist. Von seiner Länge wissen wir: Es übertrifft die beiden anderen Erdteile.“ (Historien IV 44f.)

Daraus geht zweifellos hervor, dass man damals bereits angestrengt „Europa-Forschung“ betrieben hat, aber keineswegs zu gesicherten Ergebnissen gekommen ist. Für Herodot war Europa kein geographisch festgelegter Begriff, obwohl er in seinen „Historien“ einen so benannten Landraum selbst laufend als „Gegenland“ zu Asien versteht, wie noch zu zeigen ist.

Der forschende Drang der Griechen muss jedoch im Laufe der Zeit eine immer präzisere

Vorstellung vom Kontinent Europa ermöglicht haben. In der Nachfolge des Karthagers HANNO, der bereits in der 1. Hälfte des 5. Jh. durch „die Säulen des Herkules“ eine Umfahrung Afrikas versucht hatte, machte sich etwa um 325 v. Chr. der griechische Geograf PYTHEAS VON MASSALIA daran, die Küste des europäischen Landraumes nach Norden hin zu ergründen. Sein Werk „Über den Ozean“ hat der Begründer der wissenschaftlichen Geografie ERATOSTHENES (etwa 275 - 195 v. Chr.) mit benützt, um seine neue Weltkarte zu gestalten. Er stellt „die bewohnte Erde“ (*Oikumene*) so dar, dass man dahinter bereits die tatsächliche Formation erahnen kann: Asien, Afrika und Europa gruppieren sich in den korrekten Himmelsrichtungen um das später sogenannte *mare internum*. Die Konturen der drei Erdteile werden in der Karte des CLAUDIUS PTOLEMAIOS (2. Jh. n. Chr.) noch profiliert, insofern sich auch die Größenverhältnisse der Realität annähern.

Diese Weltkarten behielten die ganze Antike hindurch ihre Gültigkeit, also während der Zeit des Imperium Romanum. Am Ende des 5. Jh. n. Chr., also mehr als 1000 Jahre nach Hekataios, verfasste der Geograf MARCIANUS VON HERAKLEIA eine Erdbeschreibung, in der er die drei Kontinente folgendermaßen gegeneinander abgrenzt.

„Europa ist von Afrika getrennt durch die Meerenge von Gades (heute: die Straße von Gibraltar), von Asien durch den Fluss Tanais (heute: Don); der Bosphorus gilt als Grenze nach Asien im Südosten. Asien ist an Größe der erste, Afrika der zweite und Europa der letzte Erdteil.“

Das Europa der Weltkarte lag am Ende der Antike fest, freilich noch mit vielen Leerstellen im Norden, Nordwesten und Nordosten, die sich erst im späten Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit füllen sollten. Die Grenze des Kontinents nach Osten hin, die sich ja mitten durch die heute als „Eurasien“ bezeichnete Landmasse zog, blieb allerdings lange im Vagen.

Festzuhalten ist, da es für den weiteren Versuch, Bedeutung und Funktion des Europa-Begriffes zu ergründen, von elementarem Gewicht ist: Für die Griechen der klassischen

Zeit konnte Europa keinen geographisch exakt definierbaren Landraum bedeuten, so dass deren Verwendung des Begriffes nur in einem oberflächlichen Sinne geografisch ausgerichtet war.

2. Europa als politische Idee

War Europa von Anfang an ein politischer Begriff? Über diese Frage streiten sich die Geister. Eine Antwort darauf lässt sich nur durch Einsichtnahme in die Textquellen geben. Allerdings ist auch hier Vorsicht geboten. Wiederum ist uns dafür HERODOT die Primärquelle, da er die erste Auseinandersetzung zwischen Ost und West, die sog. Perserkriege (490 bzw. 480 v. Chr.), in seinem Geschichtswerk ausführlich dokumentiert hat. Der Perserkönig KYROS, so schreibt der Historiker (I 209), hatte einen Traum; in diesem sei ihm sein Nachfolger DAREIOS mit zwei Flügeln ausgestattet erschienen, von denen der eine Asien, der andere Europa beschattete. Welchen Sinn hat das Wort da? Es meint den als „Westland“ zu verstehenden Landraum, den aus persischem Blickwinkel die Griechen bewohnten. Demnach sind mit dem Wort „Europäer“ (Herodot verwendet als Erster diese personale Bezeichnung „*Europaioi*“ VII 5), die „Westler“, also die Griechen gemeint, mit denen sie schon seit 500 v. Chr. wegen deren Kolonie-Städte am Westrand von Asien (Kleinasien) im Streit lagen.

Diese Griechen repräsentierten eine eigene Welt, insofern sie ihren Lebensraum in einem ganz anderen Stil und in einer dem Orient völlig entgegengesetzten Ordnung des Zusammenseins einrichteten. Dieses Westland wollte der persische Großkönig unter seine Herrschaft zwingen. Der Osten fühlte sich in Macht und Militär dem Westen haushoch überlegen. Nachdem jedoch Dareios in der Schlacht bei Marathon 490 v. Chr. mit seinem Angriffsversuch kläglich scheiterte, setzte sein Nachfolger XERXES die ganze gewaltige Armee seines Landes in Richtung Westen in Bewegung. Am Hellespont, also an der Schnittstelle von Asien und Europa, hielt er eine Heerschau ab. Als er „nach Europa hinübergekommen war“, kam es – so berichtet es wenigstens Herodot (VII 56), – zu einem für den Regenten aufschlussreichen Gespräch mit einem in seinem Heer dienenden Griechen namens DEMARATOS.

Xerxes wollte wissen, was denn die Leistungskraft des kleinen Volkes ausmache, so dass es an eine Siegeschance gegenüber seinem Millionenheer glauben konnte. Die Griechen seien, so die Antwort des Demaratos, im Gegensatz zum Zwang durch die Peitsche bei den Persern von einer an das Gesetz gebundenen Freiheit (*eleutheria*, VII 102) sowie von Vernunft und Weisheit (*sophia*) bestimmt. So ausgestattet würden sie sich trotz geringerer Zahl auch eine Million von Feinden zu besiegen imstande fühlen.

Was sie in der Schlacht bei Salamis 480 v. Chr. auch mit Erfolg bewiesen. MANFRED FUHRMANN (20) meint: „Europa steht bei Herodot stets in Antithese zu Asien.“ In NEPOS' Themistokles-Biographie, die sich nachweislich an Herodots Denk- und Urteilsweise orientiert, ist diese Kontrastierung wörtlich gegeben. Lapidar urteilt der Biograph über den Sieg der Athener: *Sic unius viri prudentia Graecia liberata est Europaeque succubuit Asia* (Them. 5,3). Lässt sich daraus folgern, in der Entscheidungsschlacht habe sich Europa gegen Asien, Freiheit gegen Despotie durchgesetzt, und da dieser Sieg die gerade im Entstehen begriffene demokratische Staatsform der Griechen voranbrachte, habe sich hier ein demokratisches Europa gegen das monarchische Asien behauptet? Da schließlich das siegreiche Griechenland als „Westland“ mit Europa gleichgesetzt wird, müsste dann nicht in diesem Europa erstmals die Idee von Freiheit und Demokratie zum Tragen gekommen sein? War also Europa damals gar schon eine Idee, die ihre Strahlkraft auf andere Länder zur Wirkung brachte? Hörte man damals in den siegreichen Schlachten gegen die Asiaten tatsächlich „den Geburtschrei Europas“ (J.F.C. FULLER, zitiert bei DEMANDT, 32)?

Diese Frage lässt sich keineswegs bejahen. Es fällt dem aufmerksamen Leser Herodots auf, dass nur aus der Sicht der Perser Griechenland mit Europa identisch gesetzt wird. Die Griechen haben sich offensichtlich nicht als Europäer verstanden, sie haben für ihre Landsleute, für ihre Städte, letztlich für Griechenland gekämpft und gesiegt. Europa war für sie keine Idee, die Identität stiftete und den Menschen eine emotionale Bindung, gar einen Antrieb zu einer Vereinigung

gab. Zwar deutet sich beim Redner ISOKRATES im 4. Jh. v. Chr. ein zarter Ansatz dazu an, insofern er König PHILIPP, den Vater ALEXANDERS DES GROSSEN, das „europäische Interessensgebiet“, nämlich Griechenland unter Einschluss Makedoniens gegen die „Barbaren Asiens“ vertreten ließ. Auch sein Schüler, der Historiker THEOPOMP, meinte, Philipp habe dem mächtigen Perserreich einen ebenso mächtigen europäischen Block entgegensetzen versucht. Doch lässt sich hier keinesfalls die Tendenz zur „Entwicklung eines starken europäischen Programms“ (ROUGEMENT, 43) annehmen. Weder Philipp noch Alexander haben für eine Idee Europa Krieg geführt.

Solche Überlegungen blieben allenfalls theoretisch. Im allgemeinen Bewusstsein umfasste Europa damals keinen politischen Raum, der Identifikation evozierte. Das ließ allein schon der Mangel an einer gesicherten Vorstellung von seiner geografischen Kapazität zu (vgl. dazu OLAF ASBACH, 50ff.). Und doch saugt sich gewissermaßen im Ursprungsgebiet des Europa-Begriffes die Vorstellung von Freiheit und Demokratie an ihm fest, sie verfestigt sich in ihm gleichsam als genetisches Potential, das lange Zeit im Verlauf der Weltgeschichte „schief“, dann aber seine ungemein starke, die Welt verändernde Sprengkraft entfaltete. Nur vor diesem Hintergrund lässt sich CHRISTIAN MEIERS Notiz, dass „die Enge von Salamis gleichsam ein Nadelöhr bildete, durch das die Weltgeschichte hindurch musste ...“ (I, 33, f), in seiner Bedeutung angemessen verstehen. Für die Römer, die Inhaber des ersten Weltreiches, war Europa später kein bedenkenswerter Begriff mehr, für sie war das Wort eine rein geografische Größe, ohne jeden ideologischen Impuls. Das Imperium Romanum griff ja in seinem Umfang weit über die damals als Europa bezeichnete Landmasse hinaus.

Es dauerte bis nach der Zeit der Völkerwanderung, ehe Europa wieder zu einem nennenswerten, nun auch ideologisch aufgeladenen Begriff wurde. Wieder war eine Bedrohungssituation gegeben, in die der Westen vom Osten her gebracht worden ist. Der Islam hatte sich von Arabien aus über Nordafrika bis nach Spanien ausgebreitet, er bedrohte jenseits der Pyrenäen Francogallia, das Frankenreich. In der Schlacht

bei Tours und Poitiers besiegte KARL MARTELL 732 die Araber, was als ein Sieg Europas über die Feinde des Christentums gefeiert wurde. *Europaeenses in suas se laeti recipiunt patrias* (Anonymus von Cordoba). Hier nun scheint erstmals in seiner lateinischen Form der Begriff „Europäer“ (*Europaeenses*) als Träger einer eine Völkergruppe (*patriae*) vereinigenden Idee geworden zu sein. Europa bezeichnet „eine zeitweilige kriegerische Schicksalsgemeinschaft gegenüber den Arabern“ (FISCHER, 31). Das Wort hat sich von seiner geografischen Ursprungsbedeutung gelöst, ist politisch dimensioniert, allerdings nicht an einem Herrschaftsraum festgemacht, sondern auf eine überregionale Einheit, der des Christentums, bezogen, die jedoch von weltlichen Machträgern verteidigt wird.

Die hier fassbare politisch-religiöse Funktion ist womöglich eine Seite des genetischen Potentials, das im Begriff seit den Griechen angelegt war, nämlich des ihm eigenen Zugs hin zum Ideellen. Dieser Zug tritt an ihm im fränkischen Kaiserreich deutlich zutage. Europa wurde hier „Name jener einen *civitas Dei*, deren Haupt KARL DER GROSSE geworden war“ (FISCHER, 77). Ihm ist es aufgetragen, die europäische Einheit als Raum der Christenheit – auch unter Gewalt – etwa gegen Sachsen, Hunnen und Avaren zu verteidigen. Der angelsächsische Priester CATHWULF fordert 775 in einem Brief dazu auf, Karl zu danken, weil Gott den König „zur Ehre des Ruhmes des Reiches Europa“ (*in honorem gloriae regni Europae*) erhoben habe.

Versteht man Ideologie als „durchdachte Rechtfertigung, die Überlegenheit der Rechtfertigungsstruktur“ (NIKLAS LUHMANN, 35), so ist der Europa-Begriff hier eindeutig ideologisch verwendet, insofern unter dem Namen Europa der als Einheit begriffene Raum der Christianitas, nämlich das *regnum Europae*, „berechtigterweise“ geschützt und erweitert wird. Das im Begriff seit der frühen Antike angelegte genetische Potential von Freiheit und Demokratie bleibt hier freilich völlig außer Kraft. Deshalb stellt man neuerdings mit Recht fest, dass sich unter Karl dem Großen keineswegs jener Prozess angebahnt habe, der zu der in der Neuzeit angestrebten und heute größtenteils erreichten Vereinigung der europä-

ischen Völker führte. Der Weg zu einer *Imagined Community* war damals noch weit (vgl. dazu besonders ASBACH, 82ff.). Zudem deckte sich das von Karl beherrschte Europa nur zum Teil mit dem seit der Antike festgelegten geografischen Raum. Bald nach Karl, den man seit damals auch als *pater Europae* bezeichnete, verschwand der Europa-Begriff in dieser ideologischen Fixierung wieder aus dem Bewusstsein der Menschen.

Erst 1453 nach dem Fall von Konstantinopel, also wieder in einer Ost-West-Bedrohungssituation, wird der Begriff revitalisiert: als Bezeichnung für den seinerzeit größten und eigentlichen Lebensraum der Christenheit. Europa, dem „Westland“, drohte Unheil durch die angreifenden Türken. Sie hatten bereits den Bosporus, also den Hellespont, jene seit der Antike geltende Grenze zwischen Asien und Europa, überschritten. ENEA SILVIO PICCOLOMINI, der spätere Papst PIUS II., hob damals in seiner Rede am Frankfurter Türkentag 1454 „Europa“ auf eine bislang noch nicht erreichte ideelle Höhe. Der Begriff wurde zu einem Signalwort, gewissermaßen zur Verteidigungsparole gegen die herandrängende Gefahr. Früher habe die Christengemeinschaft (*Christiana societas*) zwar auch Schmach und Schande erfahren müssen, aber nie so wie jetzt; denn damals sei dies in fremden Ländern, in Asien und Afrika, passiert:

„Jetzt jedoch sind wir in Europa, d. h. im Vaterland, im eigenen Haus, an unserem Wohnsitz erschüttert und geschlagen worden.“ (*Nunc vero in Europa, i.e. in patria, in domo propria, in sede nostra percussi caesique sumus.*)

Diese Begriffsdeutung ist sensationell. Der Begriff erhält eine emotionale Atmosphäre wie noch nie: *patria, domus propria, sedes nostra* evokieren – wie das davon herkommende, heute oft gebrauchte „unser gemeinsames Haus Europa“ – Bilder von anheimelnder Zusammengehörigkeit; sie sollten zur Identifikation anstoßen. Der Europa-Begriff wurde im christlichen Sinne sozialisiert, so stiftete er Identität. Der Raum der hier apostrophierten Christen deckte wohl zum größten Teil das als „europäisch“ definierte Gebiet des Kontinents. Der Begriff hatte hier eine politische Funktion; und doch wurde von ihm nur eine geistig-religiöse Einheit umgriffen,

nicht eine politisch unter einem Machträger vereinigte Gemeinschaft von Völkern. Von ihm ging kein politischer Impuls aus. Die Tendenz zu einer Vereinigung war dem Europa-Begriff auch hier fremd; für die in ihm angelegten Gene von Freiheit und Demokratie war die Zeit noch lange nicht reif.

Auch nicht Jahrhunderte später unter NAPOLEON, dem „Regisseur Europas“ (EGON FRIEDEL, 932f.); für ihn war Europa zwar eine politische Größe, insofern er seine imperialen Ansprüche auf dem ganzen Kontinent durchzusetzen versuchte, aber kein Entfaltungsraum von sich in freier Entscheidung vereinigender Nationen. Die Entwicklung dazu bahnte sich erst in Frankreich an – zumal unter dem Einfluss der Ideen der Aufklärung. Die Sprengkraft der Trias „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, die sich in Spuren bereits in der Antike finden lässt, entlud sich in einer bis heute ungebrochenen Wirkung. Was sie im „Westland“ zustande brachte, war Demokratie, eigenartiger Weise zuerst in der Neuen Welt, wo nach der am 4. Juli 1776 erfolgten „Unabhängigkeitserklärung“ in der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika der Grundstein für die erste Parlamentarische Demokratie gelegt worden ist. Von dort aus „setzte das demokratische Ordnungsmodell zu einem weltweiten Siegeszug an“ (STÜWE/WEBER, 29), erfasste aber zunächst seine eigentliche „Geburtsstätte“ Europa.

Freiheit und Demokratie, jene seit den Perserkriegen im Europa-Begriff genetisch angelegten Werte, kamen im 20. Jahrhundert zur Geltung. Erst in solcher Konsistenz manifestierte sich am Europa-Begriff der Impuls zur Vereinigung. Freilich mussten erst die Schreckensherrschaft der HITLER-Diktatur und dann der Eiserne Vorhang zu Fall kommen, ehe sich diese Tendenz in einem sich zunehmend verstärkenden Prozess verwirklichen konnte. Erst heute ist Europa zu einer im reinen Sinne politischen Idee geworden. Deren Fundamente sind ohne Zweifel Schöpfungen der Antike. Was sich in unserer Zeit als absolut Neues am modernen Europa-Begriff festmacht, ist der energische Wille zu Versöhnung und Frieden unter den auf diesem Kontinent lebenden Völkern – wie dies mit Recht in der Begründung

für die Verleihung des Nobelpreises an die EU herausgestellt wird. Allerdings lässt sich diese „Leistung“ der Europäer nur vor dem Hintergrund der langen Geschichte des sich mühsam als Europa begreifenden Kontinents richtig verstehen und gebührend würdigen.

3. Europa als Kulturraum

„Die Perserkriege entschieden über das Schicksal der abendländischen Kultur“ (CARL J. RICHARD, 36f.). – „Die Schlacht bei Salamis ist auch um die geistige Zukunft Europas geführt worden“ (WERNER DAHLHEIM, 177f.). Was ist an diesen Sätzen Wahres? DEMARATOS hat, wie es in der bereits zitierten Herodotstelle (VII 102) heißt, auf Xerxes' Frage über die Leistungskraft der Griechen nachdrücklich betont, dass diese neben dem Freiheitssinn auch Vernunft und Weisheit (*sophia*) in herausragendem Maße besäßen. Dass damit die Geisteskraft angesprochen ist, die in allen ihren Ausformungen wie Wissenschaft, Kunst, Literatur, Rhetorik das ausmacht, was man gemeinhin unter Kultur versteht, wird nirgends bestritten. Als die Perser in Griechenland einfielen (480 v. Chr.), haben sie in Athen in ungeheurer Zerstörungswut die (vorklassische) Akropolis vernichtet – die zentrale Kultstätte der Athener, zugleich aber auch die weithin sichtbare „Hochburg“ ihrer Kultur. Die „Barbaren“ wollten der Lebenswelt des „Westlandes“ ein Ende setzen.

Ihre Niederlage verhinderte diese Absicht. Inwiefern war damit die Kultur Europas gerettet? Dies lässt sich allenfalls aus der Retrospektive so bestätigen. Die „Westler“ verstanden sich damals keineswegs als „Europäer“ mit einer eigenen Kultur, Europa verstand sich nirgends als spezieller Kulturraum. Die Griechen allerdings waren sich durchaus ihrer eigenständigen Kultur, ihres besonderen Lebensstils bewusst. Und diese konnten sie nur in Freiheit entfalten. Pikanterweise hat dieser Freiheitsgeist zunächst nicht in Griechenland, sondern an den Westgestaden Kleinasiens seine dynamische Wirkung entfaltet, als die sog. Vorsokratiker, die „Herosen der denkenden Vernunft“ (so nennt sie GEORG FRIEDRICH WILHELM HEGEL), Philosophie und Wissenschaft zur Geburt verhalfen. Nur die von

THEMISTOKLES gerettete Freiheit ließ die Möglichkeit offen, dass sich in dem Raum, der sich allmählich als Europa geografisch herauskristallisierte, die von den Griechen initiierte Kultur entwickelte. Insofern war der Sieg bei Salamis in der Tat vor allem kulturell eine europageschichtliche, eine weltgeschichtliche Leistung. Das konstatiert auch ALEXANDER DEMANDT (34): „Die welthistorische Bedeutung der Griechen für die europäische Kultur ist kaum zu überschätzen.“ Es hätte auch anders kommen können, wenn „die Perser die griechische Kultur erstickt hätten“.

Diese Konstituierung der westlichen Welt als eines eigenständigen Kulturraumes setzte freilich sehr viel früher ein, als dies auf der Ebene der Politik stattfand. Während die Demokratie an die 2000 Jahre in den historischen Untergrund verschwand, blieb alles, was Kultur umgreift, stets den im „Westland“ lebenden Menschen präsent. Sie entfaltete ihre Wirkung in allen nur möglichen Formen. Die unendliche Fülle der Rezeptionsdokumente ist dafür beredtes Zeugnis. „Rom führte das griechische Denken nach Europa.“ (CLEMENS ZINTZEN). Die Römer amalgamierten zudem die griechische Kultur mit ihrem eigenen Lebens- und Weltverständnis, sie schufen – davon inspiriert – neue Werke in Kunst und Literatur bis zum Ende der Antike, als die Wogen der Völkerwanderung über alles hinwegbrandeten. Allerdings verband sich diese Kulturentfaltung damals noch nirgends mit dem Begriff Europa. Und doch entstanden in jener Zeit die Grundlagen der europäischen Kultur. Das antike Griechenland stellte gewissermaßen das Ideenmaterial für seine Fortentwicklung in dem Raum bereit, der sich allmählich als Europa geografisch und politisch herausbildete.

Bald nach der Völkerwanderung wurde man sich offensichtlich dieses Tatbestandes bewusst. Alle von den Griechen und Römern entstandenen Kulturleistungen begann man als antikes Erbe für Europa zu begreifen. Die Karolingische Renaissance war ein Wiederingangsetzen des unterbrochenen Kulturstromes, im *regnum Europae*. Am Kaiserhof in Aachen versammelten sich die geistigen Koryphäen der Zeit, um den europäischen Raum der Christenheit mit dem Wissen und den Werken der Antike geistig zu erneuern.

Das war Absicht und Leistung Karls des Großen. Das antike Erbe war gerettet und konnte seine Wirkung auf die späteren Generationen entfalten. Die lateinische Sprache war fortan das Medium nahezu allen Kulturfortschritts.

ENEAS SILVIO PICCOLOMINI, der Papst und Humanist, sah diesen Fortschritt durch den Angriff der Türken, von Asien auf Europa, 1453 aufs Äußerste bedroht. Nach der Eroberung von Konstantinopel klagte er in der zitierten Rede folgendermaßen:

„Welchen Verlust nun nach der schändlichen Vernichtung Griechenlands die Wissenschaft getroffen hat, könnt ihr alle feststellen, die ihr wohl wisst, dass die ganze lateinische Gelehrsamkeit aus den Quellen der Griechen gespeist wurde.“ (*Nunc contrita deletaque Graecia quanta sit facta litterarum iactura, cuncti cognoscitis, qui Latinorum omnem doctrinam ex Graecorum fontibus derivatam non ignoratis.*)

Hier ist erstmals unmissverständlich die Quellenfunktion der griechischen Werke für die sich wie ein Strom durch die Zeiten ziehende kulturelle Entwicklung in unmittelbarem Zusammenhang mit dem „gemeinsamen Haus Europa“ als Lebensraum von Menschen, nämlich der Christen, gebracht. Wie einst unter Themistokles das Griechenland-Europa die Gefahr aus dem Osten abgewendet hatte, so gelang es auch dem Europa der Christen in der frühen Neuzeit, der Bedrohung erfolgreich zu begegnen – mit der Folge, dass sich die Antike wirkungsmächtig in allen Ländern des Kontinents, überhaupt in der westlichen Welt mehr oder weniger entfalten konnte, in starken Schüben der Erneuerung bis heute.

Der Amerikaner VICTOR DAVIS HANSON konstatierte 1999: „Themistokles, der Sieger von Salamis, rettete die Zivilisation des Westens.“ Dem stellt neuerdings ALEXANDER DEMANDT (32ff.) die in seinen Augen mögliche Variante gegenüber, dass auch bei einem Sieg der Perser, unter einer „*Pax Persica*“, die „Geistesfreiheit“ der Griechen hätte verschont bleiben können, so dass es vielleicht zu einer ähnlichen kulturellen Entwicklung gekommen wäre. Doch dies ist gewiss eine Rechnung mit zu vielen Unbekannten. Richards und Dahlheims Urteile (s.o.)

sind gewiss zutreffender. Die heutige Realität bestätigt eher die wahrscheinlichere Variante, die Demandt (31) so zusammenfasst:

„Hätten die Perser gesiegt, wäre alles, was wir Späteren den Griechen verdanken, zu streichen. Und das ist unendlich viel: die klassische Kunst, die Philosophie, das Musiksystem, die literarischen Gattungen, die kritische Wissenschaft, die demokratische Staatsform, ja sogar ganz elementare Errungenschaften wie der Städtebau, das Münzwesen und als späte Zugabe die Olympischen Spiele.“

Grundlagen wie diese machen zweifellos ein Gutteil europäischer Identität aus. „Nur die Kultur verbindet Europa.“ So zugespitzt hat diesen Befund zuletzt UMBERTO ECO formuliert (LA STAMPA 2012).

Bleibe noch die Frage zu klären, wie es zur Verbindung des Europa-Begriffes mit der Konfiguration „Europa auf dem Stier“ gekommen ist. Aber diese Geschichte, die nicht ohne abenteuerliche Züge ist, darzustellen, würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Darüber soll deshalb in einem späteren Beitrag gehandelt werden.

Trotz der gebotenen Kürze lässt sich aus dem Erarbeiteten bereits die kaum widerlegbare Folgerung ziehen: Wer heute Bildung für Europa plant, muss die Auseinandersetzung mit seiner Geschichte, und zwar von der Antike an, ins Kalkül nehmen. Denn, „so fern die Antike gerückt ist, als Teil der Selbstbeschreibung Europas scheint sie unverzichtbar.“ HARTMUT LEPPIN hat dafür neuerdings in seinem Buch „Das Erbe der Antike“ (2010, 9ff.) überzeugende Argumente vorgetragen. Kürzlich fand eine Podiumsdiskussion „Europa“ statt. Bei ihr haben der Europa-Abgeordnete DANIEL COHN-BENDIT wie auch der bulgarische Literat ILIJA TROJANOW engagiert die Auffassung vertreten, dass Europa nur gelinge, „wenn es sich seiner Geschichte erinnert“. Man müsse unbedingt dem „zunehmenden Gedächtnisverlust“ entgegenarbeiten und „die vergessenen Geschichten darüber“ wieder präsent machen (vgl. SZ vom 21. 12. 2012, Nr. 295). Sie stoßen damit in das gleiche Horn wie nicht wenige namhafte „Europäer“ vor ihnen. Nach VACLAV HAVEL etwa sollten die schon in der Antike gelegten Grundlagen der „europäischen

Zivilisation“ – so steht es in seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung des „Karlspreises“ in Aachen 1991 – bei der in Gang gesetzten Integration der Völker den Menschen, gerade den jungen, stets vergegenwärtigt werden, nämlich deren „politische Kultur, geistigen Werte und universellen Prinzipien“. Ohne Antike, bes. die griechische, ist wohl ein tiefgründiges Verständnis für Europa nicht zu haben.

Von solcher Forderung sollten vor allem die sich angesprochen fühlen, die die authentischen Texte darüber verwalten, also die klassischen Fächer des Gymnasiums. Das betrifft die lateinische Lektüre fast noch mehr als die griechische. In lateinischer Sprache wurde ja auf nicht wenigen Gebieten der Prozess der europäischen „Enkulturation“ über mehr als eineinhalb Jahrtausende lang angestoßen, vorangetrieben und mehrfach erneuert. Latein wurde, was bes. JÜRGEN LEONHARDT (89ff.) herausgearbeitet hat, seit der Spätantike zur „Weltsprache“. Auch und gerade von lateinischen Texten gingen erwiesenermaßen stärkste Impulse zur Rezeption aus, so dass es zu zahllosen Neuschöpfungen kam, die Europas Kultur heute nachhaltig prägen.

Aus diesem Grunde wurde die vom Autor seit 1990 herausgegebene Lektürereihe ANTIKE UND GEGENWART mit dem Untertitel versehen: „Texte zur Erschließung europäischer Kultur“. Die mittlerweile auf mehr als 30 Textausgaben (mit je einem Lehrerkommentar) angewachsene Reihe erhält nun im zweiteiligen Lektüreband „Phoenix 1 und 2“ gewissermaßen ihren krönenden Abschluss. Darin sind die Texte, Themen und Bilder im weitesten Sinne entsprechend der im Untertitel angezeigten Intention zur Lektüre aufbereitet, auch die in diesem Beitrag zitierten (siehe dazu das Inserat auf der Umschlagseite 3).

Verwendete Literatur:

(Hier sind nur die direkt zitierten Publikationen aus der einschlägigen Europa-Literatur zusammengestellt.)

- ASBACH, O.: Europa – Vom Mythos zur Imagined Community, Hannover 2011.
- DAHLHEIM, W.: Die Antike. Griechenland und Rom, Paderborn/München/Wien/Zürich 1994.
- DEMANDT, A.: Die Perser ersticken die griechische Kultur. In: Es hätte auch anders kommen können, Berlin 2010.
- FISCHER, J.: Oriens – Occidens – Europa: Begriff und Gedanke. ‚Europa‘ in der späten Antike und im frühen Mittelalter, Wiesbaden 1957.
- FUHRMANN, M.: Zur Geschichte einer kulturellen und politischen Idee, Konstanz 1986.
- FRIEDEL, E.: Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. 2, München 1976.
- HANSON, V. D.: The Wars of the Ancient Greeks and the Invention of Western Military Culture, Cassell, 1999.
- HAVEL, V.: Dankesrede zur Verleihung des Karlspreises 1991 in Aachen.
- LEPPIN, H.: Das Erbe der Antike, München 2010.
- LEONHARDT, J.: Latein. Geschichte einer Weltsprache, München 2009.
- LUHMANN, N.: Wahrheit und Ideologie. In: Ideologie – Wissenschaft – Gesellschaft (hg. von Lieber, H.-J.), Darmstadt 1970, 35ff.
- MAIER, F.: Quo vadis, Europa? Mythos – Begriff – Idee, Bamberg 1990.
- ders.: Europa auf dem Weg nach Europa. Ein Kontinent auf der Suche nach seiner Identität. In: „In unserem Gemeinsamen Haus ...“ Bausteine Europas, München 2005, 62ff.
- MEIER, CHR.: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte, München 1997.
- RICHARD, C. J.: Zwölf Griechen und Römer, die die Geschichte schrieben, Darmstadt 2005.
- ROUGEMENT, D.: Europa. Vom Mythos zur Wirklichkeit, München 1962.
- STÜWE, K./WEBER, G.: Antike und moderne Demokratie. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004.

FRIEDRICH MAIER,
Puchheim bei München

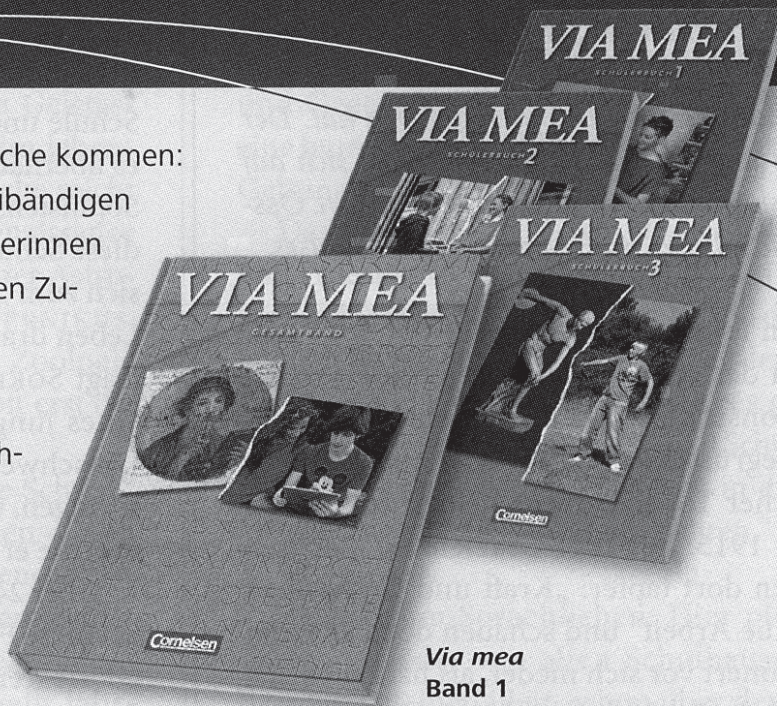
Vade nobiscum!

Via mea: das neue Lateinlehrwerk

Auf eigenen Wegen zur Sprache kommen:
Mit **Via mea**, der neuen dreibändigen
Lehrwerksreihe, finden Schülerinnen
und Schüler ihren individuellen Zu-
gang zum Lateinischen.

Via mea

- schult anhand seines durch-
dachten Modells sprach-
liche, textbezogene und
kulturell-geschichtliche
Kompetenzen gleicher-
maßen,
- ist durch zahlreiche
Illustrationen und Vergleiche
mit der heutigen Zeit besonders
anschaulich,
- bietet ein eng verzahntes
Begleitmedienprogramm für Schüler,
Lehrkräfte und Eltern,
- ist wahlweise als Einzelbände oder als
Gesamtband erhältlich.



Via mea

Band 1

Schülerbuch

978-3-06-120107-4 ● 17,95 €

Band 2

Schülerbuch

978-3-06-120156-2 ● 17,95 €

Band 3

Schülerbuch

978-3-06-120157-9 ● 17,95 €

NEU Gesamtband

Schülerbuch

978-3-06-024041-8 ● 28,50 €

Weitere Informationen zu *Via mea* finden Sie
in unserem aktuellen Katalog Fremdsprachen.

Cornelsen Verlag • 14328 Berlin
www.cornelsen.de

Willkommen in der Welt des Lernens

Cornelsen

Die Grazien, die Schule und das Leben

Das folgende Plädoyer für die humanistische Bildung ist kürzlich in einer Festschrift der Zürcher Kantonsschule „Hohe Promenade“¹ erschienen; es ist ein Gruss unseres Kollegen KLAUS BARTELS an das jetzt hundertjährige denkmalgeschützte Schulhaus der alten Zürcher „Töcherschule“, in dem er nach der Redaktion des „Lexikons der Alten Welt“ und mehrjähriger Verlagstätigkeit seine ersten Latein- und Griechischstunden gegeben hat. Der Vorspann und der Nachspann beziehen sich auf zwei grossformatige Wandgemälde von PAUL OSSWALD (1883-1952) im Foyer des hohen Hauses.

Als ich im Frühjahr 1972 vom Lektorat für Alte Sprachen des Artemis-Verlags geradewegs an die Kantonsschule Hohe Promenade gewählt wurde, begrüsst mich im Foyer sechs züchtige Zürcher Töchter in schönstem Jugendstil, Jahrgang 1915. Die drei Grazien zur Rechten verkünden dort tapfer: „Kraft und Gesundheit gibt uns die Arbeit“ und schauen doch alle drei so bekümmert vor sich nieder, als hätten sie seit Wochen kein Zipfelchen Arbeit mehr zu sehen bekommen. Und die drei Grazien zur Linken bekennen: „Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir“, so auf Deutsch, und auch diese drei schauen wieder so kummervoll drein, als wollten sie eigentlich doch lieber für die Hohe Promenade lernen – da weiss man doch, was die verlangt, und was das bringt.

Wäre ein lateinisches „*Non scholae, sed vitae discimus*“ für die Töchter der alten „Töcherschule“ schon zu viel „Schule“ gewesen? An seinem alten Nistplatz liest sich das geflügelte Wort ohnehin ein wenig anders. Scheinbar ernsthaft hat SENECA sich in einem seiner Altersbriefe auf ein akademisches Paradedeispiel eingelassen, um dann plötzlich abzurechnen: „Spielsteine sind es, die wir da herumschieben. An überflüssigen Fragestellungen stumpft sich unser Scharfsinn ab; derlei Erörterungen helfen uns ja nicht, vernünftig zu leben, sondern nur, gelehrt zu reden. Offener zu Tage liegt die Lebensklugheit, sagen wir's nur geradeheraus: Es wäre besser, wir nutzten unsere Geistesbildung zu einer vernünftigen Geisteshaltung. Aber wie

wir alles Übrige an Überflüssiges verschwenden, so auch die Philosophie selbst. Geradeso wie an der Sucht nach allem anderen, so kranken wir an einer masslosen Sucht auch nach Gelehrsamkeit: Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir – *Non vitae, sed scholae discimus*.“²

*

Schule und Leben – das ist ein weites Feld. Seit es überhaupt „Schule“ gibt, seit der griechischen Sophistenschule des 5. Jahrhunderts v. Chr., steht diese Schule immer wieder vor der Frage, wie sie sich zum „Leben“ draussen stelle, was sie für das Leben draussen leiste. In PLATONS „Protagoras“ fragt SOKRATES den Star-Sophisten im Namen eines jungen Schützlings geradezu und ohne Umschweife: „Was wird für ihn dabei herauspringen, wenn er bei dir in die Schule geht? Das möchte er gern erfahren.“³

Über 24 Jahrhunderte Schulgeschichte hinweg hat diese Frage alle Antworten überdauert. Heute gilt sie freilich nicht so sehr der eigenen Sprache und den nächsten Nachbarsprachen, nicht der Mathematik und den Naturwissenschaften, auch nicht der Geschichte; heute gilt sie vielmehr, und umso drängender, den alten Sprachen: Was kann das Latein, was kann erst noch das Zweierpack Latein und Griechisch für das „Leben“ bringen? „Leben“: das ist ja vielerlei. Aus meiner frühen Lehrerzeit an der Hohen Promenade erinnere ich mich lebhaft an das echte Erschrecken eines Vaters, der ebendiese Frage hoch pathetisch, hoch rhetorisch in den Raum stellte – und plötzlich erkannte, dass er dabei das ganze runde „Leben“ aufs Professionelle, aufs Berufsleben verkürzte. Eben dagegen wäre eine Dosis Griechisch, aus der Apotheker-Dose mit der Aufschrift *Scholé & Ascholia*, ja gerade das Richtige.

Dass die Antike die „Wiege“ oder der „Quellgrund“ der europäischen Kulturtradition ist, pfeifen die Spatzen von allen Dächern, und manche so schön, als wären sie Nachtigallen. Der zusammenfassende Begriff „Antike“ täuscht wie diese idyllischen Bilder allzu leicht über die ungeheure Mächtigkeit dieser Epoche hinweg. Antike, Mittelalter, Renaissance, Barock, Rokoko

...: das reiht sich so schön aneinander. Aber von dem Archegeten HOMER im 8. Jahrhundert v. Chr. bis zu dem späten Mittler BOËTHIUS im 6. Jahrhundert n. Chr. umfasst diese eine Antike die gleiche Spanne wie alles Folgende miteinander bis zur allerjüngsten Postantike, dieser sogenannten Postmoderne. Es geht bei dieser Antike ja nicht bloss um eine frühe „Wiege“ oder einen fernen „Quellgrund“, um Anfänge und Ursprünge, sondern um die ganze erste Hälfte der in Wort und Schrift überlieferten Geistes- und Kulturgeschichte Europas. Und im lebendigen Gebrauch der lateinischen Sprache reicht diese „Antike“ über Mittelalter und Renaissance hinaus bis in die Barockzeit hinein; in der Astronomie erstreckt sie sich bis zu KOPERNIKUS, und zwar einschliesslich, und in der Zoologie am anderen Ende des Alphabets knüpft erst die Goethezeit wieder an ARISTOTELES an.

Zu der Tiefe kommt die Weite: Die Schulfächer Latein und Griechisch bezeichnen diesen Namen zum Trotz nicht einzelne Wissenschaftsdisziplinen wie die Fächer Physik, Chemie oder Biologie, Geschichte oder Geographie, sondern eine gesamte, über nahezu anderthalb Jahrtausende und den gesamten Mittelmeerraum erstreckte Kultur quer über alle Lebens- und Wissensbereiche hinweg. Die äussere Fächer- vielfalt des Gymnasiums hat ihr Gegenbild in der inneren Fächervielfalt der alten Sprachen. Die griechische Kosmologie und Astronomie, auch die Mathematik, gehören gradeso dazu wie die Dichtung, die Geschichtsschreibung und die Philosophie. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, möchte man den Latein- und Griechisch-Lehrenden da aufmunternd zurufen, „und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

So kann dieser humanistische Unterricht im Fächerkarussell des Stundenplans zu einer ruhenden Mitte werden: durch Brückenschläge zum neusprachlichen Wortschatz und zur neuzeitlichen Literatur, zur neueren Geschichte, zur Mathematik, zur Physik, zur Chemie und zur Biologie. Alle diese Fächer haben ihren Ursprung ja in der klassischen Antike, in der griechischen Welt, und so ist der altsprachliche Unterricht der gegebene Ort, das gelockerte Band zwischen Geistes- und Naturwissenschaften

wieder fester zu knüpfen. Nichts wäre unsinniger, als eine „alte“ humanistische und eine „neue“ naturwissenschaftliche Bildung gegeneinander ausspielen zu wollen. PLATON wäre der erste, für noch mehr Mathematik, ARISTOTELES der erste, für noch mehr Naturwissenschaften zu plädieren. Im Gegenteil: erst im lebendigen Austausch mit diesen modernen, seit jüngerer Zeit stärker gewichteten Schulfächern und erst im fortwährenden Gespräch zwischen Antike und Gegenwart, Gegenwart und Antike kann eine humanistische Bildung ihre Stärken voll zur Geltung bringen.

Das also ist das weite Feld, das die Lateinlehrer und Griechischlehrer, diese irreführend und verkürzend sogenannten „Altsprachler“, an der Schule zu bestellen haben. Und an sie zuvörderst ist die Frage jenes PLATONISCHEN SOKRATES gerichtet: „Was wird für eure Schülerinnen und Schüler dabei herauspringen, wenn sie bei euch in die Schule gehen? Das möchten sie gern erfahren.“

Zunächst zum Sprachlichen: Hier pfeifen die Spatzen wieder von allen Schulhausdächern, dass ein Lateiner allein schon über den Grundwortschatz und den grossen Wörterbaukasten aus Präfixen, Stämmen und Suffixen zu den romanischen Sprachen halb Europas und ganz „Latein“-Amerikas seinen besonderen Schlüssel und einen beträchtlich leichteren Zugang hat. Aber das ist nur die halbe Wahrheit; hier ist zu ergänzen, wirklich zu „ergänzen“, dass auch das weltweit gesprochene und verstandene Englisch im Nachhinein noch zu einer heimlichen romanischen Sprache, zu einer Adoptivtochter des Lateinischen geworden ist. Durch den Einfall des Normannenkönigs WILHELMS I., des „Eroberers“, in England im Jahre 1066 hat die von Hause aus germanische englische Sprache einen mächtigen Zustrom französischer und damit lateinischstämmiger Wörter erfahren. Zugespitzt, überspitzt könnte man sagen: Alles, das da mit mehr als zwei Silben daherkommt, ist lateinischen Ursprungs.

Noch bedeutsamer als diese sprachliche ist eine andere Mutterschaft: In der europäischen Kulturgeschichte der letzten zwei, drei Jahrtausende sind das Griechische und das Lateinische

über alle indoeuropäische Sprachverwandtschaft hinaus zu Muttersprachen unserer Kultur geworden. Diese beiden „alten“ und wie manche sagen, „toten“ Sprachen leben alterslos fort in einem höchst lebendigen „Fremd“-Wortschatz, der in Wahrheit unser aller ureigener, mittlerweile weltweit geläufiger Euro-Wortschatz ist. In so gut wie allen Kultursparten bezeugt die Allgegenwart griechischer und lateinischer Wörter die nachhaltig prägende Wirkung der klassischen und der christlichen Antike bis in die jüngste Gegenwart hinein. Die antiken Wortstämme mit ihren unverkennbaren Kopfstücken und Schwanzstücken sind dabei sozusagen die strahlenden Tracer-Elemente in den vielerlei Strömen und Flussläufen, Sturzbächen und Rieselfeldern dieser quicklebendigen, bis heute stetig fortströmenden Kulturtradition.

Zumal die Wissenschaften sprechen bis heute durchweg und weltweit ihr seit alters angestammtes Griechisch und Latein. Quer durch alle Fakultäten ist der Fachwortschatz der Wissenschaft von Kopf bis Fuss, von Präfix bis Suffix, griechisch und lateinisch geprägt. Wie in der klassischen Antike das Griechische, wie in Mittelalter und Renaissance das Lateinische, so ist in der Gegenwart das Englische die Weltsprache der Wissenschaft; aber dieses Englisch der *Papers* und *Lectures* ist doch im Wesentlichen ein Anglogriechisch und Anglolatein. Man markiere in einem solchen Paper einmal mit Rotstift alles Griechisch- und Lateinischstämmige, und man wird sehen, wie der *Text* vom *Titel* bis zum *Abstract* tief errötet. Dieses Anglogriechisch und Anglolatein zu verstehen, braucht es wohl ein gehöriges Quantum *Basic English*; doch ein gerütteltes Quantum Latein, noch besser Griechisch und Latein, käme dem Leser dabei doch sehr zupass – und wenn's nur darum ginge zu wissen, wo beim „Otorhinolaryngologen“ die Ohren aufhören und die Nase anfängt, die Nase aufhört und der Schlund sich auftut.

Vom Vergnüglichsten schweigen die Spatzen: von der verführerischen Lust, auf dem geschichtsträchtigen Boden unseres Euro-Wortschatzes gleichsam Archäologie zu treiben, die Lebenswege der Wörter mit ihren oft abenteuerlichen Bedeutungssprüngen von den alten in die neuen

Sprachen zu verfolgen. Derlei Wort-Schätze liegen in unserer alltäglichen Sprache offen zu Tage, man braucht sie nur aufzuheben und ein wenig blankzuputzen. Da zeigt sich zum Beispiel, dass jeder Arzt ein wahrer Erz-Doktor und Chefarzt ist, dass in einem Strolch ein griechischer Astrologe und in einem Clown ein römischer *colonus*, ein Bauerntölpel, steckt, dass das Porzellan aus einem römischen Saustall und die Rakete aus einer alt-deutschen Spinnstube kommt, dass der Kanzler eigentlich hinter Gitter gehört, dass die alte Königin BERENIKE II. auf jeder Vernissage Ehrengast ist, und so fort, und so fort – es hat da kein Ende. Es ist ein faszinierendes Spiel, diesen verschlungenen Wörterlebensläufen durch die Sprachen und die Zeiten nachzuspüren. Aber Vorsicht! Bei dieser Schatzsucherei und Schatzgräberei auf dem Felde unseres Wortschatzes gerät das Spiel – *experto credite!* – noch leicht zum Spleen; auch dieser englische „Spleen“ ist ein alter Grieche und bedeutet einfach, dass die Sache einem kräftig auf die Milz geschlagen ist.

Genug von den nackten Wörtern; nun zu den Textilien, pardon: zu den Texten, in denen die Wörter mit dem längst verblassten spätantiken Bild zu sprechenden Gestalten und Geschichten verwoben sind. Anders als das vielleicht vor hundert Jahren war, lehrt die Schule Latein und Griechisch heute nicht so sehr um dieser alten Sprachen selbst, als vielmehr um der lateinisch und griechisch geschriebenen alten Texte willen. Wer Sinn für Sprache hat, mag Freude haben am System der acht indo-europäischen Kasus oder der sechs lateinischen Tempora; in alledem, bis hin zu dem System der drei Personen und der Reflexiva, spiegelt sich vielerlei Menschliches. Aber erst die ansprechenden, einprägsamen Gestalten eines ACHILLEUS oder eines ODYSSEUS, eines KROISOS oder eines ÖDIPUS, des gestrengen Zensors CATO oder des liberalen Vaters MICIO, eines verzweifelt liebenden CATULL, eines AENEAS und einer DIDO und wie sie alle heissen, und erst die überraschenden Gegenwartsbezüge der antiken Denkmuster und Denkmodelle geben einer modernen humanistischen Bildung ihren eigentlichen menschengemässen Sinn.

Ein paar Beispiele für vieles: Der alte SOLON, der Athener unter den Sieben Weisen, bekennt sich um 600 v. Chr. zum lebenslangen Lernen: „Alt werde ich, und stets lerne ich vieles hinzu“;⁴ PLATON nennt das Gesetz den „Herrn über die Regierenden“ und die Regierenden „Diener“, sogar „Sklaven des Gesetzes“;⁵ ARISTOTELES entdeckt den „Mittelstand“, würdigt ihn als den staatstragenden Stand und plädiert für eine ausgleichende Politik der Mitte;⁶ die Stoa brandmarkt jenseits des Landesverrats einen noch schärfer zu ächtenden Menschheitsverrat und postuliert eine Verantwortung auch für die zukünftigen Generationen;⁷ TERTULLIAN klagt über das Überhandnehmen des Menschengeschlechts: „*Onerosi sumus mundo*“, „Wir sind der Welt zur Last“.⁸ Mit der Entfesselung der Kernkraft sind wir zu Zeitzeugen eines neuen Prometheischen Feuerdiebstahls geworden, und ein zweiter, die Entschlüsselung des Gencodes, ist dem ersten auf dem Fuss gefolgt.

Die Parade dieser grundlegenden Denkmuster und Denkmodelle liesse sich leicht noch lange fortsetzen; wir bewegen uns hier in einem Spiegelkabinett von Antike und Gegenwart, in dem wir auf Schritt und Tritt uns selbst begegnen. Es ist ein schier unerschöpflicher Paradigmen-Fundus, auf den ein altsprachlicher Unterricht je nach den Interessen der Lehrenden und Lernenden und je nach den Anknüpfungspunkten im Zeitgeschehen jederzeit zurückgreifen kann. Die Antike aus der aktualisierenden Perspektive der Gegenwart gesehen, die Gegenwart aus dem distanzierenden Blickpunkt der Antike betrachtet: Es ist diese Öffnung der historischen Perspektive, die ein weltoffener, lebensnaher altsprachlicher Unterricht als sein Bestes zu bieten hat. Wir Menschen empfinden und denken und handeln aus unserer Geschichte heraus, und wir verstehen unser Empfinden und Denken und Handeln aus dieser Geschichte heraus; das gilt wie für die Lebensgeschichte jedes Einzelnen von uns so auch für unsere Wertegemeinschaft im Ganzen.

Durch die rasanten Fortschritte auf vielerlei Forschungsfeldern und in vielerlei Technologien und durch die unerhörte Globalisierung und Dynamisierung des gesamten Kulturprozesses sind die Dimensionen unserer politischen,

wirtschaftlichen und sozialen Probleme in jüngster Zeit ins Kolossale gewachsen. Doch die wesentlichen Fragen der Antike stellen sich bei alledem nur noch dringender und drängender: Es sind die ursprünglich Sokratischen Fragen nach dem Sinn und Ziel unseres Lebens und nach unserer Verantwortung für uns selbst und unsere Mitmenschen, die nächsten und fernsten: „Ein nicht ständig in Frage gestelltes Leben“, lässt PLATON den Siebzijährigen in seiner „Verteidigungsrede“ sagen, „ist nicht lebenswert für einen Menschen.“⁹ Neue Möglichkeiten, wie die Fortpflanzungsmedizin und die Gentechnologie sie eröffnen, fordern dringend neue Wertungen, neue Massstäbe. Allenthalben werden heute Ethikkommissionen ins Leben gerufen. Nicht, dass wir von den Wertpapieren der Antike das eine oder andere unbesehen zum Nennwert nehmen wollten. Aber die so engagierte wie kontroverse Werte-Diskussion der „Schule von Athen“ von SOKRATES bis SENECA hat jahrhundertlang alles nur erdenkliche Gute und Schlechte präsentiert, diskutiert und kritisiert; ihre prinzipiellen Fragestellungen und ihre vielfältigen Lösungsversuche können uns bei der Echtheitsprüfung allerlei alt- und neumodischer Werte beste Dienste leisten.

Nach 1968 war die humanistische Bildung als das Luxusprivileg eines fest etablierten Bildungsbürgertums eine Zeitlang in Misskredit gekommen. Zu Recht oder zu Unrecht – lassen wir diese Antiquität hier einmal auf sich beruhen. Wenn junge Menschen heute Latein und Griechisch wählen, so nicht um einer Familientradition, sondern um ihres eigenen Interesses willen. Aber ein Luxus, und ein überaus kostspieliger, ist diese humanistische Bildung bis heute geblieben: Sie kostet Lernzeit, und sie kostet Sitzfleisch. Der feine Club der „Lateiner“ und erst recht der „Griechen“ wird immer exklusiver; es gibt darin, anders als in manchen anderen Luxusclubs, keine reichen Erben und keine Neureichen. Es ist ein persönliches Privileg der besonderen Art, griechische und lateinische Texte wie HOMERS „Ilias“ und „Odyssee“ und VERGILS „Aeneis“, SAPPHOS und CATULLS lyrische Gedichte, die sophokleische „Antigone“ und den „König Ödipus“, PLATONS unübersetzbar reizvolle Dialoge wie eben-

jenen „Protagoras“, die terenzischen Komödien, HORAZENS Satiren und Oden, SENECA'S „Briefe an Lucilius“ und MARTIAL'S brillant geschliffene Epigramme im Original lesen können. Gewiss, es gibt Übersetzungen; die besten sind so gut wie möglich, die meisten schlechter als nötig, manche für die klassischen Autoren und überhaupt für die Antike sträflich rufschädigend. Generell gilt: Je charakteristischer „griechisch“ oder „lateinisch“ das Original gedacht und geschrieben ist, desto trüber und schwächer kommt das Spiegelbild in der Übersetzung heraus, und damit geht gerade das Wertvollste am ehesten verloren. Und jedenfalls kann auch die getreueste und beste Übersetzung das Original nicht ersetzen, sowenig wie der schönste Bildband einen Besuch der Akropolis oder des Musée d'Orsay.

Apropos „im Original lesen“: Lehrt das Lateinlernen, wie es vielfach heisst, wohl tatsächlich besser, schneller, klarer denken? Nicht mehr als manches andere ernsthaft unterrichtete Fach, aber vielleicht in einer besonderen Weise: Die Mehrdeutigkeit vieler Deklinationsformen lässt innerhalb der vorgegebenen syntaktischen Strukturen oft mehrere verschiedene Bezüge zu. Da ist ein bewegliches, vernetzendes Denken gefragt, das rasch erkennt, wo anzupacken ist, welche der einander bedingenden oder ausschliessenden Bezüge miteinander Sinn ergeben, in dem einen Satz, mit dem Text davor, mit dem Hintergrund im Hinterkopf. Wenn die Politik, die Wirtschaft und die Wissenschaft ein derart vernetzendes, hellwach vielerlei Bezüge verknüpfendes Denken brauchen können: Hier, am Latein, wäre es zu lernen und zu üben.

Das Leben ist kurz, und die Schule ist lang. Doch umgekehrt gilt auch: Die Schule ist kurz, das Leben ist lang. Alle paar Jahre wird die jüngste Computergeneration von der nächsten überholt, alle paar Jahre ein veralteter Maschinenpark zum alten Eisen geworfen. Von allen Sparten der Bildung zählt die „humanistische“ philosophische, literarische und historische Bildung zu den langlebigsten, zählen Investitionen in diese Bildung zu den zinsträchtigen. Griechische Anekdoten haben eine signifikant lange Halbwertszeit. Von dem mit allen Wassern gewaschenen Edelkyniker ARISTIPP, der drunten

auf dem Markt im zerschlissenen Philosophenmantel gerade so gute Figur machte wie droben bei Hofe im eleganten Gesellschaftsanzug, gibt es eine schlagende Antwort auf die eingangs zitierte Sokratische Frage. Darin macht dieser gewitzte Bursche deutlich, dass die Schule unmittelbar mit der Freiheit des freien Bürgers zu tun hat, dass Freiheit Bildung voraussetzt und umgekehrt Bildung Freiheit begründet – und dass Bildungskosten damit zu einem guten Teil schlichtweg Freiheitskosten sind: „Als einer seinen Sohn zu Aristipp in die Schule schicken wollte, forderte dieser dafür das erhebliche Honorar von fünfhundert Drachmen. ‚Aber für soviel Geld, empörte sich der Mann, ‚kann ich mir ja einen Sklaven kaufen.‘ ‚Dann kauf dir doch einen,‘ gab Aristipp zurück, ‚dann hast du gleich zwei!‘“¹⁰

*

Acht Jahre habe ich in dem jetzt hundertjährigen Schulhaus an der „Hohen Promenade“ in diesem humanistischen Sinne Latein und Griechisch unterrichtet. Als ich mich 1980 entschied, an das Zürcher „Literargymnasium“ überzuwechseln, verabschiedeten mich im Foyer die drei Grazien zur Linken mit ihrem allzeit aufmunternden „Kraft und Gesundheit gibt uns die Arbeit“. Das ist so frohgemut, wie es da steht, kein antikes Leitwort, schon gar nicht, wenn wir die „Arbeit“ im Sinne des lateinischen *labor*, der blossen „Anstrengung“, verstehen, und anders als im Fall des Spruches gegenüber ist auch fürs gerade Gegenteil kein geflügeltes oder ungeflügeltes lateinisches Original bezeugt. Wie sollen wir die drei verstehen? Guten Sinn, und sogar schönsten Sinn, macht ihr Spruch an diesem Platz, wenn wir uns die „Arbeit“ hier im Sinne der griechischen, aristotelischen *scholé* als sinngebendes – manche sagen feiner: „sinnstiftendes“ – Tun ausdeuten. Das griechische Wort wird in der Regel irreführend mit „Musse“ verdolmetscht, aber lassen wir uns nicht beirren: Aus dieser sinnerfüllten, sinngebenden – und entsprechend herausfordernden – *scholé* ist über die lateinische *schola* und über viel, viel Schulglockengeläute hinweg schliesslich die italienische *scuola*, die französische *école*, unsere „Schule“ und das englische *school* geworden.

Unversehens sind wir damit schon wieder an ein weiteres griechisches Denkmodell geraten, an das aristotelische Gegensatzpaar von *scholé* und *ascholía*, „Musse“ und „Unmusse“, und da könnte uns dieses eine griechische Wort gleich wieder ins Sinnieren kommen lassen: Darüber, was es für uns alle – gleicherweise in der Schule wie draussen im „Leben“ – bedeutete, wenn wir unsere Tage, Wochen und Jahre nicht auf die heutzutage geläufige Weise in bezahlte Arbeitszeit und unbezahlte Freizeit, sondern im griechischen Sinne in lebenserfüllende „Musse“ und lediglich lebensnotwendige „Unmusse“ einteilten. Und darüber, was es für Lehrer und Schüler bedeutete, wenn sie ihr Lehren und Lernen im ursprünglichen griechischen Wortsinne als *scholé*, als eine beidseits gleicherweise Lebenssinn gebende, Lebenssinn stiftende „Schule“ verstehen dürften. Könnten die drei Grazien auf der anderen Seite des Foyers in dieses Sinnieren hineinhören, so kämen sie wohl auch selbst nochmals ins Nachsinnen über ihr geflügeltes „Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir“, und nach kurzem Sich-Bedenken stimmten sie wohl fröhlich zu: Ihr Spruch sage zwar gerade das Gegenteil, aber genau so meinten sie's eigentlich auch!

Anmerkungen:

- 1) „Hohe Promenade. Ein Jahrhunderthaus“, Zürich 2013.
- 2) Seneca, Briefe an Lucilius 106, 11f.
- 3) Platon, Protagoras 318 a.

- 4) Solon, Fragment 22,7 Diehl, bei Plutarch, Solon 2,2 und 31,7.
- 5) Platon, Gesetze 4. 715 cf., vgl. 6. 762 e.
- 6) Aristoteles, Politische Schriften 4, 11. 1295 b 1ff.
- 7) Cicero, De finibus bonorum et malorum 3, 63f.
- 8) Tertullian, De anima 30, 3f.
- 9) Platon, Apologie des Sokrates 38 a.
- 10) Diogenes Laërtios, Leben und Lehre der Philosophen 2, 72.

KLAUS BARTELS, Kilchberg bei Zürich

Klaus Bartels, geboren 1936, lebt seit 1963 in Kilchberg am Zürichsee. Studium der Klassischen Philologie und der Philosophie in Tübingen, München und London. Redaktion des „Lexikons der Alten Welt“ (1965), Verlagstätigkeit bei Artemis, Lehrtätigkeit an der Kantonsschule Zürich. Klaus Bartels ist Autor jahrzehntelang laufender Rubriken in der „Neuen Zürcher Zeitung“, der „Stuttgarter Zeitung“ u. a. Für eine runde Tausendschaft seiner „Streiflichter aus der Antike“ und „Wortgeschichten“ wurde er 2004 mit dem Jahrespreis der „Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur“ ausgezeichnet. Die jüngsten Buchpublikationen, alle bei Philipp von Zabern, Mainz: „Die Sau im Porzellanladen. 77 Wortgeschichten“ (2008), „Veni vidi vici. Geflügelte Worte“ (13. Auflage 2010), die Zitatensammlung „Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen“ (2011) und die Inschriftensammlung „Roms sprechende Steine“ (4. Auflage 2012).

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL^{GmbH}
DRUCK

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

Materialien für einen kompetenzorientierten Griechisch-Unterricht

Im Auftrag des baden-württembergischen Kultusministeriums sind im Jahr 2012 Konzepte und Materialien für einen kompetenzorientierten Griechisch-Unterricht entwickelt worden. Diese sind allgemein zugänglich auf dem Landesfortbildungsserver unter <http://lehrerfortbildung-bw.de/faecher/griechisch/fb1/index.html> und sollen hier kurz vorgestellt werden.

Die erarbeiteten Module sind bewusst auf die spezifischen Bedingungen des Faches Griechisch ausgerichtet wie z. B. die Vorbereitung auf eine Graecumsprüfung, das Thema „Mythos“ oder Studienfahrten nach Griechenland. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, nicht nur fachliche und methodische, sondern auch personale und soziale Kompetenzen anzusprechen.

Bleibende Kompetenzen, so der leitende Gedanke, werden nicht in einem einmaligen Akt, sondern durch Schulung und Training auf mehreren Stufen erworben. Dazu bedürfen die Schülerinnen und Schüler (SuS) geeigneter Instrumente der Diagnose und Rückmeldung, um ihre Fähigkeiten einzuschätzen, sowie passender Materialien, um ihre Stärken weiterzuentwickeln und Schwächen auszugleichen.

Das lässt sich exemplarisch an einer Kompetenz zeigen, die – neben dem Übersetzen – zur intensiven Auseinandersetzung mit Texten im zeitgemäßen Griechisch-Unterricht gehört, der **kreativen Textproduktion**. Diese wird natürlich auch in anderen Sprachfächern geübt, darf aber gleichwohl deshalb nicht einfach als erworben vorausgesetzt, sondern muss auch im Griechisch-Unterricht gezielt geschult werden. Die SuS dazu aufzufordern, einen gelesenen Text in eine andere Darstellungsform umzusetzen oder durch einen eigenen Text zu ergänzen, bringt oft sehr erfreuliche, den Unterricht belebende und das Textverständnis vertiefende Ergebnisse, entspricht aber erst dann einer gezielten Kompetenzentwicklung, wenn solche Aufgaben nicht punktuell und quasi solitär erfolgen, sondern stufenweise aufeinander aufbauen.

Dafür ergeben sich schon in den Lehrwerken für die Spracherwerbsphase Gelegenheiten. So

bietet es sich an, zu den Lektionstexten 4 bis 6 von *Kanthalos* die SuS auf Deutsch eine **Erwiderung bzw. Entgegnung** verfassen zu lassen: Der Brief des Makedonenkönigs ANTIGONOS II. an den stoischen Philosophen ZENON (L. 4) lädt geradezu dazu ein, dass die SuS einen Antwortbrief schreiben; die in L. 5 dargestellte Idealvorstellung eines stoischen Weisen lässt sich durch den Versuch, sie in Frage zu stellen oder zu „widerlegen“, in ihrer Radikalität viel besser erfassen; und was die Göttin *Areté* dem jungen Herakles in der berühmten Geschichte am Scheideweg verheißt (L. 6), bekommt vor dem Relief einer von den SuS verfassten Gegenrede der *Kakía* größeres Gewicht. Stufenweise können die SuS dabei ihre Fertigkeiten verbessern, indem sie zunächst Gütekriterien zur Beurteilung ihrer Textproduktionen vorgegeben bekommen (L. 4), dann diese selbst im Dialog miteinander festlegen sollen (L. 5) und sie schließlich bei der Bewertung selbstständig anwenden und benennen (L. 6).

Gegenüber einem solchen, im Grunde auch sehr einfachen Verfahren verlieren Einwände, dass Kompetenzorientierung Inhalte vernachlässige, in ihrer Ausrichtung auf Messbares zu kopflastig sei und nicht auf Persönlichkeitsbildung ziele, an Gewicht. Denn die SuS setzen sich bei solchen kreativen Textproduktionen intensiv mit dem Textgehalt, ihren Mitschülern und ihren eigenen Werthaltungen auseinander. Sie haben aber – gerade in einem Bereich, für den eine Leistungsbewertung in Notenform nicht angemessen ist – ein Anrecht darauf, dass der Kompetenzerwerb gezielt erfolgt, ihnen transparent und damit bewusst gemacht wird und sie Rückmeldungen zu ihren Fortschritten bekommen.

Auch in den Lektionen 15-17 des Lehrbuches *Kairos* lassen sich kreative Textproduktionen im Unterricht umsetzen. In diesen Texten geht es um das unheilvolle Geschehen um Agamemnon, das von der Opferung der Iphigenie bis zum Mutttermord des Orestes reicht. Agamemnon, Klytaimnestra und Orestes laden jeweils Schuld

auf sich, die unterschiedlich zu bewerten ist. Für die vorgestellten Lektionen liegt es besonders nahe, **Gerichtsszenen (Anklage, Verteidigung, Urteil)** schreiben zu lassen, um die Frage der Schuld diskutieren zu können. Dies kann man natürlich auch abstrakt beschreiben lassen (Impuls: Nenne Aspekte, wodurch die Schuld der Figur XY besonders betont wird, und nenne entlastende Aspekte!). Doch sind derartige Herangehensweisen weniger motivierend und bringen die Phantasie der SuS weniger in Gang. Während abstrakte Fragestellungen auf keine reale Lebenssituation abzielen, sondern immer einen gewissen Kunstcharakter haben, regen produktionsorientierte Aufgaben das Nachdenken vor einem konkreten und real wirkenden Hintergrund an. Möglicherweise sind die SuS jedoch überfordert, eine Anklage- oder Verteidigungsrede zu verfassen. Für diesen Fall sind Vorübungen vorgesehen: So kann man die SuS mit Behauptungen zu den Texten konfrontieren, und die SuS sollen verifizieren, welche griechische Textstelle dies ausdrückt (Beispiel: Agamemnon fällt es schwer, Iphigenie zu opfern.) Dieser Aufgabentyp lässt sich auch so erweitern, dass die SuS entscheiden, ob eine These zutrifft oder falsch ist (Beispiele: Artemis lässt Agamemnon keine andere Wahl – er muss die Tochter opfern. / Agamemnon ist sofort bereit, seine Tochter zu opfern). Schließlich kann man den SuS auch eine problematische Anklage- oder Verteidigungsrede anbieten. Die SuS können dann herausarbeiten, inwiefern der Lektionstext nicht korrekt umgesetzt wurde, und in einem zweiten Schritt eine eigene, verbesserte Version verfassen.

So können SuS im Griechisch-Unterricht ihre Kompetenzen im Umgang mit Texten über das Übersetzen hinaus erweitern. Doch begegnet ihnen die fremde griechische Kultur von Anfang an auch in Form von Bildern, die SuS nur dann erfolgreich für sich entschlüsseln können, wenn sie die dazu nötigen Fertigkeiten erwerben. Der Beitrag **„Bilder im Anfangsunterricht“** zeigt, wie schwierig die Materialgrundlage in den Lehrwerken ist, obwohl diese inzwischen reichhaltig bebildert sind. Oft aber sind die Bilder dort nicht funktional, d. h. sie lassen sich nicht in einen sinnvollen Bezug zum zugehörigen Text

oder Thema bringen, sind zu klein abgebildet oder überfordern die SuS (dies nicht selten bei modernen Kunstwerken). Charakteristisch für Griechisch-Lehrwerke ist aber der hohe Anteil an Darstellungen aus der Vasenmalerei. Damit ist schon in der Spracherwerbsphase die Grundlage gegeben, dass sich die SuS zu einer zentralen Gattung der griechischen Kunst das nötige Wissen über die Herstellung, die Darstellungskonventionen und den konkret-praktischen Gebrauch solcher Gefäße erarbeiten. Damit werden sie befähigt, Darstellungen der Vasenmalerei zu beschreiben, zu deuten und mit Texten zu vergleichen; ein solcher Text-Bild-Vergleich wird an einer Schale des Exekias und einem Lektionstext der *Hellas* (L. 66) ausführlich vorgeführt.

Dass auch in solch einem komplexen Bereich griechischer Kultur wie dem **Mythos** eine **Kompetenzförderung Schritt für Schritt** erreicht werden kann, zeigt ein Beitrag am Beispiel des Lehrbuches *Hellas*. Die gebotenen Materialien, die sich zu einem großen Teil leicht auch für andere Lehrwerke adaptieren lassen, sollen die SuS zu einem reflektierten Lern- und Verständnisfortschritt anleiten. Zu diesem Zweck dokumentieren die SuS beim Durchgang durch die Lektionen auf einer „Lernkarte“ sukzessive, welche Fragestellungen und Themen sie sich erarbeitet haben wie beispielsweise: „Ist der Mythos wahr?“ – „Sind die Götter gerecht?“ – „Fabelwesen im Mythos“ – „Was ist der Mythos für mich?“.

Beabsichtigt ist dabei nicht die wiederholte Kombination einer bestimmten methodischen Kompetenz mit ein und derselben Fragestellung. Geboten werden vielmehr verschiedene Zugangsweisen oder auch Wahlaufgaben. So wird beispielsweise der Themenkomplex „Mythos und Ritual“ in Lektion 9 (Hippolytos und das Ritual der Weihung einer Haarlocke durch junge Bräute) mit einem Schreibauftrag verknüpft: Die SuS sollen formulieren, wie die Göttin Artemis die Einführung dieses Rituals in der Tragödie des EURIPIDES begründet haben könnte, um ihren sterbenden Schützling Hippolytos zu trösten (zugleich „Aitiologie“). In Lektion 14 werden die SuS über das an Iphigenies Opferung angeschlossene Ritual der „Kleinen Bärinnen“ in Brauron

informiert und sollen im Anschluss das Gebet eines jungen Mädchens an Artemis verfassen; als Hilfestellung ist die idealtypische Struktur eines antiken Gebets vorgegeben. In Lektion 76 oder auch 80 werden die SuS mit dem komplexen Ritual der Panathenäen konfrontiert und sollen die verschiedenen Elemente dieses Rituals in die richtige zeitliche Abfolge bringen; als Wahlaufgabe ist der Panathenäen-Fries zu beschreiben oder das verlorene Giebelfeld mit Athenes und Poseidons Wettstreit um Attika bildnerisch zu gestalten (zugleich „Mythos im Bild“).

Sucht man eine spezifische Kompetenz, die für den Themenkomplex „Mythos“ als ganzen konstitutiv ist, so könnte man diese als „Fremdverstehen“ charakterisieren: An den griechischen Mythen können die SuS die Fähigkeit entwickeln, fremde Inhalte zu verstehen, und zwar von der Sprache ausgehend über den Umgang mit den Texten bis zur Reflexion über kulturelle Besonderheiten. Solch eine enge Verknüpfung von Sprach-, Text- und Kulturkompetenz im Bereich des Mythos zeichnet diesen Gegenstand als paradigmatisch für das Griechische aus.

Ebenso konstitutiv für den Griechisch-Unterricht ist die **Gestalt des Sokrates**. Einen **handlungsorientierten Zugang** zu dieser Gestalt eröffnet ein für die zehnte Jahrgangsstufe konzipiertes **Rollenspiel**: Die SuS übernehmen für die Dauer der Lektüre der platonischen „**Apologie**“ jede/r die Rolle eines Zeitgenossen des Sokrates – Freund oder Feind, Bekannter oder eher Unbeteiligter, Beobachter, Zeuge oder Richter usw. Auf der jeweiligen Rollenkarte finden sich unter bestimmten Kategorien (z. B. Charakter, Stellung in Athen, Rolle im Prozess) detaillierte Angaben zu der entsprechenden Person und deren Beziehung zu Sokrates. Ausgehend von diesen Karten und den zahlreichen ‚Leerstellen‘ der platonischen „Apologie“ spielen die SuS im Anschluss an die Lektüre kürzerer Textpassagen kleine Szenen: Durch Zwischenrufe, Kommentare, Unterhaltungen oder Rückblenden wird so Sokrates in der facettenreichen Wahrnehmung seiner Zeitgenossen lebendig.

Das szenische Spiel bietet ein hermeneutisches Mittel *sui generis*, das einen Teil der unterrichtlichen Interpretationsarbeit durch unmittelbare

Interaktion ersetzen kann. Dabei werden neben den interpretatorischen Fähigkeiten vor allem auch die personalen und sozialen Kompetenzen geschult; denn die Fortschritte bei der szenischen Umsetzung können anhand von Feedbackbögen fortlaufend durch die SuS selbst oder auch die Lehrperson reflektiert und evaluiert werden.

Zusammen mit der ersten Platon-Lektüre beginnen die SuS in der Regel auch ein Wörterbuch zu benutzen. Sie erwarten meist, ihre Übersetzungsleistung damit deutlich zu verbessern, werden darin aber nicht selten durch die Schwierigkeiten, die sich bei der Benutzung eines komplexen Wörterbuches stellen, enttäuscht. Daher versucht eine **Trainingsspirale zur Einführung in die Wörterbuchbenutzung**, die nötigen Schritte beim Nachschlagen und Finden der richtigen Bedeutung gezielt zu trainieren, aber auch den SuS Gelegenheit zur Reflexion auf ihr Tun (und die Begrenztheit eines jeden Wörterbuches) zu geben. Referenzwerk ist das Griechisch-deutsche Schul- und Handwörterbuch von W. GEMOLL/H. VRETSKA in der 9. Auflage (1965). Neben Einführungen in die Abkürzungen und den Aufbau eines Wörterbuch-Artikels stehen Einheiten zum Auffinden der Lemmaform und zur Analyse von typischen Fehlern bei der Wörterbuchbenutzung. Durch Anlegen eigener kleiner Wörterbucheinträge auf der Grundlage ausgewählter Originalsätze sowie den Vergleich verschiedener Wörterbücher machen sich die SuS die Prinzipien eines Wörterbuches bewusst. Zu Beginn der Trainingsspirale vergewissern sich die SuS in einer von ihnen selbst auszuwertenden Lernstandsdiagnose ihrer bereits erworbenen Kompetenzen in den Bereichen Alphabet, Wortarten, Wortbildung, Formenbildung und Lernwortschatz. Sie erkennen dabei die für eine gelingende Wörterbuchbenutzung nötigen Teilkompetenzen. Ihre Fortschritte bei der schwierigen Monosemierung evaluieren sie in einer Zwischendiagnose ungefähr in der Mitte der Trainingsspirale. Den Abschluss bilden Klassenarbeiten mit eigenen Aufgaben zur Wörterbuchbenutzung sowie die schriftliche Graecumsprüfung. So wechseln sich Phasen der Einführung bzw. Anwendung mit denen der Reflexion und Evaluation ab.

Es werden aber nicht einfach Methoden und Fertigkeiten geübt, die auch in jedem beliebigen anderen Sprachfach trainiert werden könnten. Aufgrund der spezifischen Bedingungen des Faches Griechisch ist die beschriebene Trainingsspirale autorzentriert: alle Beispielsätze und -texte entstammen PLATONS Schriften über SOKRATES' letzte Lebensstage („Euthyphron“, „Apologie“, „Kriton“), wodurch die Trainingsspirale lektürebegleitend eingesetzt werden kann. Sie enthält auch ein Modul zur interpretativen Textarbeit, bei der zentrale, aber eigentlich unübersetzbare Begriffe einer philosophisch interessanten Passage (Euthyph. 12b-15e, zweisprachig präsentiert) mit Hilfe des Wörterbuches geklärt werden sollen. So wird kompetenzorientierte Spracharbeit zu einer Form der intensiven Auseinandersetzung mit einem gewichtigen philosophischen Text.

Die Texterschließung steht im Mittelpunkt des Beitrags **Lernstandsdiagnosen und Binnendifferenzierung in der Kursstufenlektüre am Beispiel des „Gorgias“ Platons**. Textgrundlage bildet der Abschnitt aus dem „Gorgias“ (456a-457c), in dem die Titelfigur definiert, was die Wirkung und das Wesen der Rhetorik ist. Zu Beginn der Einheit steht eine Lernstandsdiagnose, in der alle Aspekte, die während einer solchen Einheit wichtig sind, berücksichtigt sind (Wortschatz, Formenlehre, Satzlehre, Textkompetenz, Kenntnisse der kulturellen, philosophischen und politischen Hintergründe). In einem zweiten Schritt werden verschiedene Übungsformen vorgestellt, welche die Defizite ausgleichen, die Kenntnisse und Fähigkeiten festigen und vertiefen sollen. Im nächsten Abschnitt stehen Texterschließungs- und Übersetzungskompetenz im Mittelpunkt: Dabei können SuS im Sinne einer Binnendifferenzierung zwischen drei Versionen mit jeweils mehr Hilfen wählen, wobei auch die Version mit den meisten Hilfen die SuS aktiv hält. Bei der Textauswertung und der Interpretation werden vielfältige Angebote gemacht, die zu einer unterschiedlich tiefen Beschäftigung mit dem Text und seiner Problematik führen. Die zu Beginn vorgeschlagenen Aufgaben zielen in jedem Fall auf ein gesichertes Textverständnis ab, von dem ausgehend solche Aufgaben gelöst werden können, die einen weiteren Horizont

aufspannen (Transfer, Rezeption, Vergleiche, Bewertungen etc.).

Der „Gorgias“ mit seinen Themen „Sophistik“ und „Rhetorik“ ermöglicht es immer wieder, aktuelle Bezüge herzustellen. Weiteres Material hierzu wird in dem Beitrag **Aktualisierungen im Griechisch-Unterricht** aufgeführt: Ein moderner altsprachlicher Unterricht öffnet ein Fenster zur heutigen Welt – daran hängt nicht zuletzt die Legitimation unseres Faches. Wenn im Griechischunterricht – in ständiger Auseinandersetzung mit den Originaltexten – über unser Leben gesprochen wird, dann werden neben fachlichen vor allem personale Kompetenzen ausgebildet. Die SuS erkennen die Besonderheiten unserer heutigen Welt, sie nehmen Stellung, sie bewerten die heutige bzw. die antike Welt, und dies alles trägt dazu bei, dass sie sich ihrer selbst bewusst werden und eine Identität herausbilden. Der Beitrag zeigt exemplarisch an drei Themengebieten, welche Möglichkeiten hierzu unser Fach bietet.

- Der erste Abschnitt ist dem Thema „Rhetorik und Rhetorikkritik“ gewidmet. Die von Platon beschriebene (und kritisierte) Kommunikationssituation wird in Beziehung gesetzt zu modernen Phänomenen wie dem Internet-Lexikon „Wikipedia“, der so genannten Schwarmintelligenz und der Massentheorie LEBONS. Das Internet-Lexikon „Wikipedia“ etwa ist ähnlich wie die sophistische Kommunikation organisiert: im Prinzip kann sich jeder an der Gestaltung der Artikel beteiligen – im Kontrast zum elitären Expertenwissen, wie es Platon vorschwebte. Etwas Ähnliches hat sich auch bei der so genannten „Schwarmintelligenz“ herausgebildet, die davon ausgeht, dass viele einzelne in der Summe zu besseren Entscheidungen kommen können als ein einzelner Experte.
- Im nächsten Abschnitt, „Schriftkritik und Medienbewusstsein“, wird angeregt, eine Beschäftigung mit diesem Thema der platonischen Philosophie dazu zu nutzen, über den Wert der Literatur und über unseren heutigen Umgang mit der inzwischen beinahe grenzenlosen Verfügbarkeit von Informationen zu sprechen.
- Schließlich werden in einem letzten Abschnitt Fragen der Medizinethik, die in griechischen

Texten, aber auch in den Lektionstexten der Lehrbücher eine große Rolle spielen, vorgestellt. Im Lehrbuch *Hellas* sind etwa dem Phänomen *Epidaurus* einige Lektionen gewidmet, und diese Thematik lässt sich nutzen, über unseren Umgang mit Krankheit und Medizin zu reflektieren. Diesen Aspekt kann man auch bei der Alkestis-Lektüre verfolgen. Das Stück reflektiert die Problematik, den Wert eines Menschenlebens mit dem eines anderen zu vergleichen, und macht die Begrenztheit eines rein utilitaristischen Ansatzes deutlich. Im Grunde dieselbe Problematik ist heute überall dort greifbar, wo es um das Verteilen knapper Mittel geht, und besonders drängend erscheint sie im Bereich der Medizin.

Ein weiteres Modul zeigt, wie **Personal- und Sozialkompetenzen auf Studienfahrten** nach Griechenland gezielt geschult werden können: Neben Vorschlägen für eine umfassende Ver-

teilung verschiedener Aufgaben und Dienste finden sich für vier Stätten bzw. Themen Ideen, wie SuS dazu angeleitet werden können, ihrer Reisegruppe vor Ort ein lebendiges Bild der Antike zu vermitteln. Insbesondere sollen SuS eine eigene Fragestellung entwickeln, die ihnen ein Fremdverstehen sowie einen existentiellen Transfer ermöglicht. Erleichtert wird ein solcher Bezug durch die Integration interaktiver und erlebnispädagogischer Elemente, die über den kognitiven Erkenntnisgewinn hinaus einen affektiven und ganzheitlichen Zugang zum jeweiligen Thema eröffnen sollen. Neben Vorübungen für solche Elemente wird auch ein Feedbackbogen vorgestellt, anhand dessen die SuS ihre persönlichen Fortschritte dokumentieren und evaluieren können.

MARTIN HOLTERMANN, Mannheim

MATTHIAS SÄNGER, Tübingen

UWE NEUMANN, Stuttgart

Das Sokratesbild in Xenophons Apologie des Sokrates

Vorbemerkungen

Das Rätsel um die Echtheit der im Werk XENOPHONS geschilderten Situationen und Handlungen hat lange Zeit die Phantasie der Philologen bewegt. Erst im 20. Jahrhundert kam es schließlich zu einer gewandelten Sicht, die insbesondere im xenophontischen Symposium und dessen ‚Augenzeugen‘ (symp. 1,1 παραγενόμενος) nicht länger eine authentisch-historische Situation erkennen wollte.¹

Ähnlich verhielt es sich mit Xenophons Selbstausgabe zu Beginn seiner „Apologie des Sokrates“ (apol. 1). Dort behauptet der Autor ja, alle Begebenheiten und Aussagen, die den Prozess des Sokrates im Jahr 399 betreffen, von HERMOGENES, dem Freund und Gefährten des Meisters, erfahren zu haben. Die Authentizität der von Xenophon angegebenen Quelle ‚Hermogenes‘ jedoch war mit Hinweis auf den fiktionalen Charakter des *Symposium* und verschiedener anachronistischer Merkmale in anderen Werken² Xenophons so stark zu bezweifeln,³ dass der Schluss nahe lag, die Echtheit der Handlung darin zu erkennen, eine Fiktion zu sein.

Doch nicht nur die einzelnen Handlungen wurden auf ihre Historizität untersucht, sondern ebenso stellte sich die Frage, inwiefern es sich bei den von Xenophon gezeichneten Protagonisten der einzelnen Schriften, insbesondere in der Person des Sokrates, um authentische Figuren handelte.

Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Ergebnisse, die BERNHARD HUSS in seinem Kommentar zu Xenophons Symposium erbracht hat,⁴ indem er nachweisen konnte, dass in den dargestellten Protagonisten des Symposium idealisierte Charaktere konzipiert wurden, deren Eigenschaften mit den real existierenden Personen nicht gänzlich übereinstimmten. Dass diese Erkenntnisse auch für die hier zu behandelnde Apologie gültig sind, ist nicht von der Hand zu weisen. Deutlich lässt sich auch dort die Fiktion in der Rahmenhandlung wie auch der Charakterzeichnung insbesondere des Sokrates nachweisen. Sowohl sein Auftreten vor Gericht wie auch sein Verhalten gegenüber Hermogenes erscheinen vom ersten Moment der Situation wenig angemessen und nachträglich von Xenophon überspitzt dargestellt.⁵

Sokrates in Xenophons Schriften

Die Figur des Sokrates ist in Xenophons Werk keineswegs ein authentischer Charakter, der als historischer Sokrates⁶ angesehen werden darf, sondern stets ein literarisches Kunstprodukt xenophontischer Schöpfung,⁷ das gerade durch die zeitliche Ferne des Historikers zum echten Sokrates⁸ sogar noch weniger eine historische *persona Socratis* zu sein scheint, als es die Figur des Sokrates bei PLATON, bei ANTISTHENES oder bei AISCHINES von sich behaupten darf.⁹ Der gravierende Unterschied in der Sokratesdarstellung bei Xenophon und in denen der ersten Schülergeneration des Sokrates ist dadurch zu erklären, dass Xenophon, anders als Platon, der bedeutendste Vertreter des Genres der ‚Sokratikoi logoi‘ (Σωκρατικοί λόγοι), nicht nur sokratische Schriften verfasst hat, sondern auch in anderen literarischen Genera an das Licht der Öffentlichkeit getreten ist. Es dürfte wohl durchaus gegen seine Absicht gewesen sein, die unter dem Namen des Sokrates aufgebaute Personifikation der ἀρετή auf diesen Namen oder die mit diesem Namen verbundene Gruppe von Schriften zu beschränken. So steht Xenophons Sokrates folgerichtig in einer Reihe mit anderen tugendhaften, durchaus historischen Personen des xenophontischen Œuvres, die gemeinhin als καλοὶ κἀγαθοὶ bezeichnet werden können, wie AGESILAOS, KYROS oder LYKURG.¹⁰

In der Gestalt des Sokrates jedoch hat sich für Xenophon das Wesen des idealen von tugendhaftem Lebenswandel geprägten Menschen manifestiert, der umfassender die ‚philosophisch-kontemplativ‘¹¹ betonte Nuance des Ideals eine καλὸς κἀγαθὸς personifiziert – ähnlich wie der Sokrates des Antisthenes –, wohingegen beispielsweise die Figur des Lykurg oder des Kyros die mehr pragmatische Variante desselben Ideals verkörpert. Trotzdem liegen für Xenophon die philosophische wie auch die pragmatische Seite des Idealtyps nicht weit voneinander entfernt.¹² Ihr Übergang vollzieht sich in die jeweils andere Richtung harmonisch, so dass die verschiedenen Charaktere beiderlei Eigenschaften in Situationen, die entsprechendes Handeln fordern, zeigen können.¹³

Wie BERNHARD HUSS' ausführliche und sehr lehrreiche Untersuchung zur Gestaltung der

Figuren in Xenophons Werk, welche die Überschrift „Sokrates ist Antisthenes ist Lykurg ist Kyros ist Agesilaos. Xenophons Sokratesbild“¹⁴ trägt, gezeigt hat, sind sämtliche Hauptcharaktere stark durch Wertbegriffe wie ἐγκράτεια und καρτερία bestimmt, deren Dominanz sich jeweils nur in Nuancen im einzelnen Typus unterscheidet,¹⁵ mit der Folge, dass eine solche Konzeption die Anzeichen von ‚Echtheit‘ und ‚Unmittelbarkeit echten Verhaltens‘ in den Figuren völlig von der Hand weist: Zu ähnlich und homogen schienen die einzelnen Facetten in den Persönlichkeiten der καλοὶ κἀγαθοὶ gewählt zu sein, so dass sich bei eingehender Betrachtung die *dramatis personae* am Ende als Schatten entpuppen, deren Dasein mit idealisierten Moralvorstellungen gefüllt und, verbunden mit den Namen historischer Gestalten von hohem moralischem Niveau in der Fiktion einer historisch möglichen Situation, durch ihr Auftreten eine Aufforderung zur Imitatio erbringen sollen. Doch als ‚echt‘ und ‚wahr‘ sei nicht eine Gestalt zu bezeichnen.

Dieses Ergebnis formuliert Huss (bezogen auf die sokratischen *Logoi* des Symposium) in der treffenden Bemerkung: „Abgesehen davon, dass die in Symp. und den anderen Sokratika X.s geäußerten Lehrmeinungen des Sokrates in vielen Bereichen bis zur Ununterscheidbarkeit mit Sprechen und Tun der restlichen kaloὶ κἀγαθοὶ X.s verschwimmen, sind die Grundaussagen seiner beiden Logoi in Kap. 4 und Kap. 8 (Konzept des sokratischen ‚Kupplers‘, sokratische Eroskonzeption mit Dualität zweier Erotos usw.), (...), aus Schriften anderer Sokratiker weiterentwickelt. All das beweist die (...) behauptete Unmöglichkeit, den historischen Sokrates in X. Symp. auch nur in kleinen Details zu fassen.“¹⁶

Die Richtigkeit von Bernhard Huss' These hinsichtlich der Konzeption des Sokratesbild im Symposium ist ebenso wenig zu bestreiten wie die Ergebnisse von OLOF GIGONS Studien (1947, 1953, 1956) zum Sokratesbild der Memorabilien, worin dieser in aller Deutlichkeit den literarischen Charakter von Xenophons Sokratesfigur herausstellen konnte. Eindeutig geht daraus hervor, dass Sokrates weniger ein authentischer Charakter ist als viel mehr ein Konglomerat verschiedener Nuancen tugendhafter Eigenschaften.

Interessant an diesen Feststellungen ist, dass sie sich auf Schriften beziehen, die innerhalb des xenophontischen *Œuvres* früh entstanden sind. So ist die Abfassungszeit der Memorabilien nach 371¹⁷ – wohl in den späten 360er Jahre¹⁸ – zu sehen, die des Symposium in die 360er Jahre¹⁹ zu legen. Da es sich bei diesen beiden Schriften jedoch nicht um das erste Werk handeln, das Sokrates als Protagonisten vorweist, sondern die Apologie des Sokrates älter zu sein scheint,²⁰ stellt sich die Frage, inwiefern diese Ergebnisse auf die Konzeption des Sokratesbildes ebendort zu transferieren sind. Lässt sich auch in der Apologie des Xenophon ein Sokratesbild erkennen, das mit den genannten Merkmalen der übrigen *Sokratikoi logoi* identisch ist? Der Beantwortung dieser Frage sei die folgende kurze Studie gewidmet.

Xenophons Sokrates in der Apologie

Bernhard Huss spricht in seiner genannten Untersuchung zur Konzeption des Sokratesbildes des Symposium bereits in der Kapitelüberschrift seiner Studie davon, dass Sokrates u. a. auch Lykurg ist. Diese Feststellung scheint der geeignete Einstieg zu sein, um das Sokratesbild der Apologie näher zu betrachten, zumal es in der Kleinschrift zu zwei aufschlussreichen Selbstvergleichen des Sokrates kommt: Einerseits mit Palamedes, andererseits aber gerade auch mit der mythischen Gestalt des Lykurg.

I. Sokrates' erster Selbstvergleich:

Sokrates – Lykurg (apol. 14)

In apol. 14 gibt Sokrates selbst die Episode des Orakelspruchs wieder, die ihm als Beweis dafür gilt, stets von den Göttern geschätzt worden zu sein.²¹ Chairephon, der enthusiastischste Anhänger des Sokrates, war zum delphischen Orakel gezogen und brachte folgenden Sinnspruch des Gottes über Sokrates nach Athen zurück: Kein Mensch sei freier, d. h. in seinem Handeln einem freien Mann ähnlicher, kein Mensch sei gerechter und kein Mensch sei besonnener als Sokrates. Als hierauf während des Prozesses in der Fiktion des Xenophon noch größere Unruhe (ἔτι μᾶλλον) unter den Anwesenden ausgebrochen war, versuchte Sokrates das richtige Verständnis und

die rechte Interpretation durch das Beispiel der Begebenheiten um Lykurg²² herzuleiten (apol. 15): Ἀλλὰ μείζω μὲν, ὦ ἄνδρες, εἶπεν ὁ θεὸς ἐν χρησιμοῖς περὶ Λυκούργου τοῦ Λακεδαιμονίου νομοθετήσαντος ἢ περὶ ἐμοῦ· λέγεται γὰρ εἰς τὸν ναὸν εἰσιόντα προσειπεῖν αὐτὸν φροντίζω πότερα θεὸν σε εἶπω ἢ ἄνθρωπον.

Sokrates selbst mindert seine Würdigung aus dem Mund des Gottes durch das Beispiel des Lykurg, da im Gegensatz zu dessen Person der Gott selbst im Unklaren darüber war, wie er den Spartaner anreden sollte: Dürfe er noch als den Menschen ähnlich bezeichnet oder müsse er bereits als den Göttern gleich angesehen werden.

Sokrates' Wertschätzung ist in diesem Hinblick von geringerer Qualität, denn, um es mit den Worten der Apologie zu sagen (apol. 15): ἐμὲ δὲ θεῶ μὲν οὐκ εἵκασεν, ἀνθρώπων δὲ πολλῶ προέκρινεν ὑπερφέρειν. Gleichzeitig ist in ihr nicht ein Hauch von Blasphemie zu entdecken, da der Bereich des Göttlichen durch den χρησμός ja nicht einmal tangiert wird. Lykurgs Lebensführung ist in Sokrates' Augen – bezogen auf dessen Tugendhaftigkeit (ἀρετή) – noch höher anzusehen als Sokrates' eigenes Leben. Er steht somit in seiner eigenen Sichtweise eine Stufe unter der mythischen Person des Spartaners, der es durch sein Auftreten und Verhalten geschafft hat, in den Kreis der unsterblichen Götter aufgenommen zu werden. Sokrates hingegen, da ihm ‚nur‘ geweissagt wurde, dass er von den Menschen der ‚Freieste‘, der Gerechteste und der Besonnenste sei, befindet sich in einer Zwischenwelt, die außerhalb der Grenzen menschlicher Moralvorstellungen und der des Götterhimmels zu liegen scheint. Qualitativ überragt er seine Mitmenschen, an die Götter allerdings kann er aus eigener Überzeugung nicht heranreichen. Somit ist auch zu erklären, da dies für ihn der Wahrheit entspricht, dass er in den weiteren Formulierungen nicht weiter auf diese Abstufung eingeht, sondern sich der rechten Auslegung des eigenen Orakelspruchs widmet.

Aus dieser Stelle ist leicht zu erkennen, dass im Gegensatz zur Konzeption der Sokratesfigur im Symposium der Sokrates der Apologie kein genaues Abbild Lykurgs ist, obgleich er ihm in

Xenophons Sichtweise nahe kommt. Er steht qualitativ unter dem mythischen Heros und reicht an diesen nicht heran. Warum Xenophon jedoch bewusst diesen Vergleich eingearbeitet hat, der für die Konzeption des Sokratesbildes der Apologie durchaus entscheidend ist, soll an einer späteren Stelle nochmals aufgegriffen und näher dargestellt werden.

II. Sokrates' zweiter Selbstvergleich:

Sokrates – Palamedes (apol. 26)

An einer weiteren Stelle in der Apologie porträtiert Xenophon Sokrates noch ein zweites Mal, wo er diesen den Vergleich seines eigenen Schicksals mit dem des Palamedes ausführen lässt. Scheinbar voller Verwunderung äußert sich Sokrates am Ende seines Prozesses mit den Worten (apol. 26): παραμυθεῖται δ' ἔτι με καὶ Παλαμῆδης ὁ παραπλησίως ἐμοὶ τελευτήσας· ἔτι γὰρ καὶ νῦν πολὺ καλλίους ὕμνους παρέχεται Ὀδυσσεὺς τοῦ ἀδίκως ἀποκτείναντος αὐτόν· οἶδ' ὅτι καὶ ἐμοὶ μαρτυρήσεται, ὑπὸ τε τοῦ ἐπιόντος καὶ ὑπὸ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου, ὅτι ἠδίκησα μὲν οὐδένα πώποτε οὐδὲ πονηρότερον ἐποίησα, εὐηργέτων δὲ τοὺς ἐμοὶ διαλεγόμενους προῖκα διδασκων, ὅ τι ἐδυνάμην ἀγαθόν.

Nicht etwa für ihn selbst sei das Todesurteil eine Schande, sondern vielmehr für diejenigen, die das Urteil beschlossen hätten;²³ dies leite sich ihm aus dem Beispiel des Palamedes ab, der ihm durch die Ähnlichkeit der Todessituation Mut zuspricht. So werde Palamedes doch noch heute in viel schöneren Hymnen besungen als Odysseus, der ihn zu Unrecht getötet hatte.²⁴

Die gleiche Forderung an die Nachwelt hat auch Sokrates für sich, später in höherem Ansehen zu stehen als seine Richter, da seine Situation vor Gericht von ebensolchem Unrecht geprägt ist, wie es die Ermordung des Palamedes durch die Hand des Odysseus war. Das Moment des ungerechten Todes, obwohl der Lebenswandel ohne jegliche Beanstandung war, verbindet ihn mit seinem mythischen Leidensgenossen Palamedes.

Auch in diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass Sokrates aufgrund verschiedener Gemeinsamkeiten in Leben und Auftreten wie auch in der Auffassung von Recht und Unrecht

Palamedes ähnelt, jedoch nicht mit ihm übereinstimmt. Sokrates ist zu keinem Zeitpunkt der Apologie ein Palamedes noch stimmt er mit diesem vollkommen überein, worauf bei der Bestimmung des Sokratesbildes der Apologie noch eingehend zurückzukommen ist. Feststeht, dass Sokrates in der Apologie auch kein zweiter Palamedes ist.

III. Die Funktion der beiden Selbstvergleiche

Von Beginn der Apologie an haftet der Figur des Sokrates, einem Damoklesschwert gleich, eine charakteristische Eigenschaft an, die sich in all seinem Tun und Handeln im Verlauf derselben widerspiegelt. Xenophon selbst hat ihrer Darstellung und Erklärung die Intention seiner Kleinschrift gewidmet, wie er es in apol. 1 selbst zu verstehen gibt: Σωκράτους δὲ ἄξιόν μοι δοκεῖ εἶναι μεμνηῆσθαι καὶ ὡς ἐπειδὴ ἐκλήθη εἰς τὴν δίκην ἐβουλεύσατο περὶ τε τῆς ἀπολογίας καὶ τῆς τελευτῆς τοῦ βίου· γεγράφασι μὲν οὖν περὶ τούτου καὶ ἄλλοι καὶ πάντες ἔτυχον τῆς μεγαληγορίας αὐτοῦ· ὧ καὶ δῆλον ὅτι τῷ ὄντι οὕτως ἐρρήθη ὑπὸ Σωκράτους· ἀλλ' ὅτι ἤδη ἑαυτῷ ἠγεῖτο αἰρετώτερον εἶναι τοῦ βίου θάνατον, τοῦτο οὐ διεσαφήνισαν· ὥστε ἀφρονεστέρα αὐτοῦ φαίνεται εἶναι ἢ μεγαληγορία.

Sokrates' sprichwörtliche ‚Anmaßung‘, seinen ‚hochmütigen Tonfall‘, kurz seine μεγαληγορία aufzuzeigen, darzustellen und zu erklären, ist Xenophons Absicht in der Apologie. Sie ist im eigentlichen Sinn in keiner Weise ἄφρων, vielmehr ist sie in hohem Maße Sokrates' Entscheidung angemessen, den Anweisungen des δαιμόνιον Folge zu leisten und die εὐκαιρία seines Todes anzunehmen. Dadurch erfüllt sie gleichzeitig den in der antiken Rhetorik gestellten Anspruch nach der Angemessenheit jeglicher Rede [die Wahrung des πρέπον (lat. *proprium*)].²⁵ Dass auch Xenophon selbst Sokrates' μεγαληγορία nicht als ἄφρων angesehen hat, spiegelt sich in der Verwendung der Verbalform φαίνεσθαι in Verbindung mit dem folgenden Infinitiv εἶναι wieder, wodurch die Subjektivität der Aussage hervorgehoben werden soll (KÜHNER/GERTH 2,71).

Um jedoch Sokrates' μεγαληγορία aufzuzeigen, war es für Xenophon unbedingte Notwen-

digkeit, dessen Verhalten in, wenn auch überspitzter Weise als anmaßend und überheblich darzustellen, was sich an mehreren Stellen der Apologie manifestieren lässt.²⁶ Gerade aber zu diesem Zweck sind auch die beiden Selbstvergleiche des Sokrates mit den mythischen Gestalten Lykurg und Palamedes konzipiert worden.

In der Apologie dient das Beispiel des Lykurg Sokrates einerseits als Aufhänger, das eigene Orakel in der rechten Sichtweise darzustellen. Andererseits aber bietet Sokrates' Vergleich mit Lykurg ein für Xenophons Intention passendes Beispiel für Sokrates' allgegenwärtige und sprichwörtliche *μεγαληγορία*, deren positive Konnotation und Deutung nicht unproblematisch zu verstehen ist.²⁷

Auch der zweite Vergleich verfolgt aus Xenophons Sicht augenscheinlich zwei Intentionen. In konzeptioneller Sicht steht Sokrates aufgrund seines tadellosen Lebenswandels und seiner moralischen Vollkommenheit wie auch aufgrund seines zu Unrecht zustande gekommenen Todes auf einer ähnlichen Stufe wie Palamedes. Für Xenophons Intention der Apologie andererseits, Beweise für Sokrates' falsch verstandene *μεγαληγορία* zu finden, bietet der überheblich anmutende Selbstvergleich mit Palamedes ein weiteres nicht zu verachtendes Argument, das in den Ohren der fiktiven Zuhörer des Prozesses Unmut hervorgerufen haben dürfte.

Zwar war es gemeinhin bekannt, dass, wie Sokrates in der Apologie ausgeführt hatte, Palamedes zu Unrecht auf Betreiben des Odysseus getötet worden war,²⁸ jedoch musste es vor Gericht als Anmaßung empfunden werden, wenn gerade eine so gesellschaftlich unbedeutende und dazu noch unbequeme Person wie Sokrates sein eigenes Handeln, das ihn vor Gericht gebracht hatte, mit der Situation des heroischen Palamedes, dem Sinnbild der Unschuld, gleichsetzte. Der Gipfel der Groteske wurde aber erst in der Prophetie des Sokrates erreicht, in der er indirekt rückschließend verlauten lässt, dass sein eigener Ruhm, wenn sich die Nachwelt erst über die Unrechtmäßigkeit seines Todesurteils im Klaren sei, viel größer sein werde als der seiner Richter. Die Disposition von Gerechtigkeit und Unrecht zeigt sich dadurch geradezu auf den

Kopf gestellt. Der Angeklagte, dem sein Unrecht nachgewiesen werden soll, erscheint urplötzlich als die Inkarnation der Unschuld und Gerechtigkeit, wohingegen die Richter, die von tiefstem Rechtsempfinden erfüllt sein sollten, den Platz der eigentlichen Verbrecher einnehmen.²⁹

Gerade der Vergleich mit Palamedes und die nüchterne Analyse des Fehltrugs mit aller Konsequenz sind für Xenophon schlagkräftige Beispiele für die von Sokrates praktizierte *μεγαληγορία*, deren rechte Bedeutung in solchen von Sokrates gemachten Aussagen nur mit der nötigen Objektivität und Unvoreingenommenheit verstanden werden kann.

Der Sokrates der Apologie – ein negativer Sokrates

Der Sokrates der Apologie ist somit eine willentlich auf den ersten Blick negativ konzipierte Figur, deren Anmaßung und Hochmut allgegenwärtig ist. Sokrates fehlen vordergründig jene positiven Eigenschaften, die ihm in den Memorabilien oder im Symposium zu Recht zugesprochen werden. Obgleich auch in der Apologie sicher Spuren von der unter dem Namen des Sokrates aufgebauten Personifikation der *ἀρετή* zu finden sind – Sokrates' Unterordnung unter die Weisungen des Daimonions (apol. 2–9) und seine untadelige Lebensweise (apol. 16–21) haben auch hier Bedeutung –, steht dennoch in der Apologie wohl nicht die Intention im Vordergrund, Sokrates als eine Figur aus der Reihe der gemeinhin als *καλὸς κἀγαθός* bezeichneten Personen zu kennzeichnen. Viel mehr war es Xenophons Absicht, an Sokrates bewusst eine einzige negative Eigenschaft so augenscheinlich hervorzuheben, dass sein Verhalten, ja das Sokratesbild der Apologie als Ganzes zwangsläufig negativer erscheinen musste als in den späteren Schriften. Diese Charakterisierung jedoch erfolgte von Xenophon allein zu dem Zweck, um in einem zweiten Schritt *μεγαληγορία* als hintergründig positive Eigenschaft des Sokrates zu beweisen.

Die Figur des Sokrates in der Apologie unterscheidet sich somit deutlich von dem in den späteren xenophontischen *Sokratikoi logoi* konzipierten Sokratesbild, das die ‚philosophisch-kontemplativ‘ geprägte Nuance eines *καλὸς κἀγαθός*

wiedergibt – obgleich derartige Ansätze durchaus schemenhaft zu erkennen sind.

Das Sokratesbild der Apologie ist ein bewusst negativ gezeichnetes, das sich aus der Intention der Kleinschrift erklären lässt. Der Figur des Sokrates sollte daher ebenso eine Sonderstellung im Rahmen des xenophontischen Figurenkosmos zuzuerkennen sein, wie der Apologie ein Sonderstatus im Rahmen der xenophontischen *Sokratikoi logoi* zukommen muss.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Guthrie (1969) III 343: „That the Symposium is an imaginativ work can hardly be denied, and Xenophon’s claim to have been present must be taken as a transparent dramatic device“; Lacey (1971) 36; vander Waerd (1993) 6: „The claim of having personally witnessed a conversation, after all, is an artifice well established in Greek literature as a device to lend authority to one’s report. Since Xenophon claims personal knowledge of conversations which the most rudimentary considerations of chronology rule out, it appears that the genre of *Sokratikoi logoi* readily licensed fictionalization.“
- 2) Vgl. dazu auch Xenophons Bemühungen im Eingang des *Oikonomikos*, seine Ausführungen als gesichert auszugeben; zur jedoch im Vergleich zu Platon weniger konsequenten Verwendung des ‚Beglaubigungstopus‘ bei Xenophon vgl. Kahn (1996) 32–33; Momigliano (21993) 55; Döring (1998) 180; Erler (2007) 67–71.
- 3) Vgl. dazu Burnet (1911) XXII; Hackforth (1933) 36; Rudberg (1939) 13; Magalhães–Vilhena (1952) 206 Anm. 1; Luccioni (1953) 75; Delebeque (1957) 350; Chroust (1957) 7; Ollier (1961) 8; von Fritz (1965) 270–271; Humbert (1967) 237; Clay (1994) 44 Anm. 46; Pomeroy (1994) 215; Cooper (1999) 6; Patzer (1999) 53–54; vgl. auch Marchant (1923) XIII; Gera (1993) 30 Anm. 15; Kahn (1996) 32–33; Dorion (2000) XXXIX–LII. Zur Frage, woher Xenophon seine Informationen zu Sokrates erhalten hatte, vgl. Tanner (1996) 35–47.
- 4) Vgl. Huss (1999) 25–30.
- 5) Diese muss bei näherer Betrachtung zur Erkenntnis führen, dass Xenophon einzig aus Gründen der Exegese der Sokrates nachgesagten *μεγαληγορία*, wie auch der offensichtlichen Abfassung eines Enkomiums auf seinen Freund und Mentor die bekannte Gerichtsszene aufgegriffen und seiner Absicht zu Nutze gemacht hat.
- 6) Dennoch muss zugestanden werden, dass sowohl von Xenophon, als auch von Platon mit großer Sicherheit reale Wesenselemente des historischen Sokrates in ihren Schriften aufgegriffen und dargestellt worden sind. Man betrachte beispielsweise die Darstellungen in mem. 1,6,15, wo gezeigt wird, dass Sokrates nicht als aktiver Politiker, dennoch aber als passiver Vermittler der Politik aufgetreten ist. Im Unterschied dazu steht Plat. apol. 31a–b, wo Sokrates sich mit eigenen Worten als Vermittler der *ἀρετή* bezeichnet, was durchaus als Absage an ein aktives politisches Leben zu sehen ist (die Rechtfertigung dafür findet sich in z.B. apol. 32a–c: Die Ungerechtigkeit, die längst zum Tode geführt hätte, wird auf die momentane Situation des Asebie-Prozesses bezogen). Aus den doch kontroversen Darstellungen in mem. 1,6,15 und Plat. apol. 31a–b lässt sich sicher ableiten, dass in der allgemeinen Sicht der Athener Sokrates sehr wohl als ein Lehrer der Politik galt, was Platon bewogen haben muss, diese Sichtweise zu diskutieren; wider Erwarten jedoch macht er keine Angaben zu Sokrates politischen Unterweisungen, sondern verweist einzig auf sein Lebensideal, das konform mit dem der griechischen Halbgötter vor Troja war, die ihr Leben unter größten Gefahren so gelebt haben, dass sie stets ihre Ehre beibehielten. Als Beweis dafür dient Platon in apol. 28b–d der Vergleich des Sokrates mit Achilles (Hom. Il. 18,98ff.), dazu vgl. auch Irwin (1988) 55–83.
- 7) Dies entspricht der kritischen Beurteilung Xenophons als Quelle für den historischen Sokrates, wie sie zum ersten Mal umfassend von Karl Joël (1893) vorgetragen wurde. Zu Xenophon als Quelle für den historischen Sokrates vgl. Patzer (1975) 151–153; ders. (1987) 1–40.
- 8) Nach Patzers Ansicht [(1975) 153] nimmt Xenophon unter den Sokratikern „eine Sonderstellung“ ein: „Er bietet eine Sokratik aus zweiter Hand, die sich im Wesentlichen an literarisch vorgeprägten Mustern und Vorbildern orientiert.“
- 9) Vgl. Huss (1999) 26: „Der Sokrates Xenophons aber, spät geboren uns ausschließlich aus Sokratesliteratur geschaffen. ist ein ‚tertiärer‘ Sokrates. Sein Schöpfer steht im Übergang vom bereits stark ‚literarischen‘, da nicht ‚historisch‘ orientierten Schaffen der direkten Schüler des Sokrates zur völligen Literarisierung der Sokratesgestalt.“
- 10) Vgl. zur Diskussion die Zusammenfassung von E. Richters 1892 erschienenen Xenophonstudien durch H. Gomperz [(1987) 189], der darauf verweist, dass Sokrates für Xenophon lediglich eine „Idealgestalt“ war, wie es Agesilaos, Simonides, Kyros oder Kambyses waren, die er im Agesilaos, Hieron und der Kyrupädie konzipierte.

- 11) Dennoch sind die pragmatischen Fähigkeiten des Sokrates von Xenophon nicht ausgeblendet. Ein Eindruck davon und vom Verhältnis Xenophons zu Sokrates dürfte aus an. 3,1,4ff. entstehen, der zum Schluss führt, dass Xenophon Sokrates in solchen Situationen wohl durchaus als politischen und nicht nur als moralischen Führer ansah, wenn es, wie an dieser Stelle, um politische Probleme ging. Der Aspekt des in politischen Angelegenheiten ratgebenden Sokrates tritt bei Xenophon deutlicher hervor als im platonischen Sokratesbild, wo es so gut wie immer ausgeblendet wird [so schon Breitenbach (21870) 5–26]: Sokrates' politische Aktivitäten, Ratschläge und Unternehmungen sind bei Xenophon in seinen anderen Werken, bes. in den Memorabilien (z.B. mem. 1,6,15; hierzu vgl. Plat. apol. 31a–b), allgegenwärtig. In der Apologie jedoch fehlen sie vollständig.
- 12) Vgl. Mueller–Goldingen (1995) 279.
- 13) Huss (1999) 27: „Ebenso wie X. ‚sokratisch-philosophische‘ Vorstellungen auf Kyros und andere pragmatische *kaloí kagathóí* überträgt, hat X.s Sokrates in seiner überaus realitätsnahen, den Erfordernissen des täglichen Lebens in allen lebenspraktischen Bereichen stets gewachsenen Art viele ‚Xenophontisch-pragmatische‘ Kompetenzen übertragen bekommen, als deren primäre Träger im Grunde die praktisch tätigen Charaktere aus X.s Figurenkosmos anzusehen sind.“
- 14) Vgl. Huss (1999) 25–30.
- 15) Zur Konzeption der verschiedenen Charaktere aus Xenophons Figurenkosmos, ihrer ähnlichen moralischen Grundsubstanz und einen wohl ausgeführten Vergleich der Figuren miteinander vgl. Huss (1999) 27–30 m. Anm. 28 [Diskussion in der Forschung mit ausführlichem Literaturverweis].
- 16) Vgl. Huss (1999) 30.
- 17) Vgl. Schwarz (1889) 191; Maier (1913) 33–34; Gigon (1956) 2; Mansfeld (1986) 37; kritisch Dorion (2000) CCXLIX („Pour notre part, nous sommes prêts à accepter la date de 370 comme terminus post quem, mais nous nous empressons d'ajouter que cette date n'est pas d'une très grande utilité pour la compréhension des *Mémorables*“) Für eine frühere Datierung des ersten Teils der Memorabilien, der sogenannten ‚Schutzschrift‘; Busse [(1930) 221]. Delebeque [(1957) 221–235. 477–495] dagegen plädiert für das Jahr 381 als terminus post quem. Ähnlich Kahn [(1996) 398], der einzelne Dialoge Platons als Quelle für Xenophons Memorabilien sieht: „We have relatively few echos of Plato in Books I and II (reflecting only the *Lysis* and *Laches* (if my analysis is correct), considerably more in Books III–IV, closely concentrated in three sections (III.9, IV.2, and IV.4–6) but making use of a relatively large number of Platonic dialogues including *Gorgias*, *Protagoras*, *Republic I* and probably at least one late work, the *Philebus* (...). And this is more or less what we expect if Xenophon began writing his *Memorabilia* in the 380s in the relative isolation of Scillus, but completed Books III–IV and the *Symposium* after his return to Athens in the 360s, when Plato was clearly the dominant intellectual figure and all of his dialogues would have been easily available.“
- 18) Vgl. Maier (1913) 71.
- 19) Vgl. jüngst B. Huss [(1999) 13–18], der unter Verweis auf die bewiesene Abhängigkeit des xenophontischen *Symposium* vom platonischen *Phaidros* [365, bzw. zwischen 369 und 362: de Vries (1969) 7–11; Ledger (1989) 209–210. 224; Heitsch (1993) 233; auch Thesleff (1982) 171–180; Brandwood (1990) 251 m. Anm. 9] die Entstehung der Schrift in die 360er Jahre legt [so schon Marschall (1928) 72–75. 83–85. 102; Woldinga (1938) 189; Delebeque (1957) 346].
- 20) Xenophons Apologie des Sokrates ist wohl eine Dekade früher entstanden als die genannten Schriften vgl. dazu Hogenmüller (2008) 145–147.
- 21) apol. 14,11: Ἄγε δὴ ἀκούσατε καὶ ἄλλα, ἵνα ἔτι μᾶλλον οἱ βουλόμενοι ὑμῶν ἀπιστώσι τῷ ἐμῆ τετιμῆσθαι ὑπὸ δαιμόνων.
- 22) Lykurg verließ Sparta, um in den verschiedenen Ländern sich in den Arten der Gesetzgebung unterweisen zu lassen und auch das Orakel von Delphi zu besuchen. Nach seiner Rückkehr legte er den Spartanern eine völlig neue Verfassung vor, die sich auf die *ρήματα* des Orakels berief. Diese zu achten und zu respektieren, ließ er seine Mitbürger schwören, bis er von einer erneuten Reise zurückgekommen sei, von der er niemals wiederkehren sollte. Aus diesem Grund, so die Erklärung Plutarchs, wurde das Rechtssystem nicht verändert und hielt stand, bis es Ende des 3. Jh. durch die Reformen des Kleomenes und des Agis ersetzt wurde.
- 23) apol. 26,10f.: οὐ γὰρ ἐμοὶ ἀλλὰ τοῖς καταγνοῦσι τοῦτο αἰσχρὸν [γάρ] ἐστιν.
- 24) Als Beweis für das Eintreten dient ihm der kurze und prägnante Auszug aus seinem Leben (apol. 26,14–18): οἶδ' ὅτι καὶ ἐμοὶ μαρτυρήσεται ὑπὸ τε τοῦ ἐπιόντος καὶ ὑπὸ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου ὅτι ἡδίκησα μὲν οὐδένα πώποτε οὐδὲ πονηρότερον ἐποίησα, εὐηργέτων δὲ τοὺς ἐμοὶ

διαλεγόμενους προίκα διδασκων ὅ τι ἐδυνάμην ἀγαθόν.

- 25) Vgl. Gray (1989) 136–140.
- 26) Vgl. dazu u. a. den gegen Meletos gerichteten Seitenhieb in apol. 11–12 wie auch die von Sokrates in Auseinandersetzung mit der Mantik geäußerten Worte (apol. 13), die aufgrund des anmaßenden Tonfalls als Beispiel der Sokrates nachgesagten μεγαληγορία gelten sollen [Hogenmüller (2008) 59–72].
- 27) Ob er durch das Beispiel des Lykurg der weiteren Auslegung des eigenen Orakels eine bessere Ausgangslage verschaffen wollte, bleibt durchaus zu bezweifeln, da seine unmittelbar darauf folgende Äußerung ihm jeglichen Kredit seiner scheinbaren ‚Bescheidenheit‘ wieder verspielt: ὅμως δὲ ὑμεῖς μηδὲ ταῦτ’ εἰκῆ πιστεύσητε τῷ θεῷ, ἀλλὰ καθ’ ἕν ἕκαστον ἐπισκοπεῖτε ὧν εἶπεν ὁ θεός. Besonderes Augenmerk sollte dabei dem Modus der ersten verbalen Formulierung und dem Adverb εἰκῆ gewidmet werden. Ebenso ist das rechte Verständnis der Negation μηδὲ erforderlich.
- 28) Über seinen Tod ranken sich verschiedene Erzählungen u. a. Cypria frg. 20 Davies = frg. 30 Bernabé. Homer erwähnt ihn kurioserweise nicht.
- 29) Ein ganz ähnliches Paradoxon stellte M. Montuori [(1988) 16] in Platons Apologie, auf die zu einem späteren Zeitpunkt näher eingegangen werden soll, fest: „(...) Plato transformed the accused into the accuser, the impious man into the favourite of the god of Delphi, the corrupter of the young into the man entrusted with a spiritual mission towards a whole people, and the enemy of the city into the religious missionary sent by a god to save it.“ Zum apologetischen Charakter des Phaidon vgl. Erler (2007) 177: „Die <Apologie> gibt die Gründe, wann, bei wem und warum man sich nicht verteidigen kann, der <Kriton> erklärt, warum man Gesetze nicht brechen darf, und der <Phaidon> erklärt, warum der Tod kein Übel ist. Mit dem Bild vom Ausharren (φρουρᾶν, 62b) und der Erklärung des Bleibens des Sokrates (98c-99a) wird gleichsam das Problem des <Kriton> aufgegriffen. Dabei stellt die <Apologie> eine Verteidigung vor unphilosophisch-menschlichen Richtern, der <Kriton> vor Unterweltsrichtern (54b), der <Phaidon> vor philosophisch interessierten Freunden (63b) dar (...).“ Vgl. dazu auch Friedländer (31975) III 31; Szlezák (1985) 237.

Bibliographie:

- Beverluis (1993) = J. Beverluis: Vlastos’ quest for the historical Socrates, in: *Ancient Philosophy* 13 (1993) 293–312.
- Breitenbach (41870) = L. Breitenbach: *Xenophon’s Memorabilien* (Berlin 41870).
- Burnet (1911) = J. Burnet: *Plato’s Phaedo* (Oxford 1911).
- Chroust (1957) = A. –H. Chroust.: *Socrates, man and myth. The two Socratic Apologies of Xenophon* (London 1957).
- Clay (1972) = D. Clay: *Socrates’ mulishness and heroism*, in: *Phronesis* 17 (1972), 53–60.
- (1994) = Ders.: *The origins of the Socratic dialogue*, in: P. A. vander Waerdt: *The Socratic movement* (Ithaca 1994), 23–47.
- Cooper (1999) = J. M. Cooper: *Notes on Xenophon’s Socrates*, in: *Reason and emotion. Essays on ancient moral psychology and ethical theory* (Princeton 1999) 3–28.
- Delebeque (1957) = E. Delebeque: *Essais sur la vie de Xénophon* (Paris 1957).
- Delibes (2003) = F. S. Delibes: *La figura de Sócrates en Jenofonte* (Madrid 2003).
- Döring (1998) = K. Döring: *Sokrates, die Sokratiker und die von ihnen begründete Traditionen*, in: G. B. Kerferd, H. Flashar (Hg.): *Die Philosophie der Antike Bd. II, 1: Sophistik – Sokrates – Sokratik – Mathematik – Medizin* (Basel 1998) 141–178.
- Dorion (2000) = L.-A. Dorion: *Xénophon Mémoires* (Paris 2000).
- Dover (1968) = K. J. Dover: *Aristophanes Clouds* (Oxford 1968).
- Eibl (1949) = H. Eibl: *Delphi und Sokrates. Eine Deutung für unsere Zeit* (Salzburg 1949).
- Erlar (2007) = M. Erlar: *Platon*, in: H. Flashar (Hg.): *Die Philosophie der Antike Bd. II, 2: Platon* (Basel 2007).
- Friedländer (31975) = P. Friedländer: *Platon III. Die platonischen Schriften. Zweite und dritte Periode* (Berlin 31975).
- von Fritz (1965) = K. von Fritz: *Das erste Kapitel des zweiten Buches von Xenophons Memorabilien und die Philosophie des Aristipp von Kyrene*, in: *Hermes* 93 (1965) 270–271.
- Gera (1993) = D. L. Gera: *Xenophon’s Cyropaedia. Style, genre, and literary technique* (Oxford 1993).
- Gigon (1947) = O. Gigon: *Sokrates. Sein Bild in Dichtung und Geschichte* (Bern 1947).
- (1953) = Ders.: *Kommentar zum ersten Buch von Xenophons Memorabilien* (Basel 1953).

- (1956) = Ders.: Kommentar zum zweiten Buch von Xenophons Memorabilien (Basel 1956).
- Gomperz (1987) = H. Gomperz: Die sokratische Frage als geschichtliches Problem, in: A. Patzer: Der historische Sokrates (Darmstadt 1987) 184–224.
- Gray (1989) = V. J. Gray: Xenophon's Defence of Socrates: The Rhetorical Background to the Socratic Problem, in: *Classical Quarterly* 39 (1989) 136–140.
- Guthrie (1969) = W. K. C. Guthrie: A history of Greek Philosophy III: The fifth century enlightenment (Cambridge 1969).
- Hackforth (1933) = R. Hackforth: The composition of Plato's Apology (Cambridge 1933).
- Hogenmüller (2008) = B. Hogenmüller: Xenophon, Apologie des Sokrates. Ein Kommentar (Saarbrücken 2008).
- Humbert (1967) = J. Humbert: Socrate et les petits Socratiques (Paris 1967).
- Huss (1999) = B. Huss: Xenophons Symposium. Ein Kommentar (Stuttgart 1999).
- Irwin (1988) = T. Irwin: Socrates and the Tragic Hero, in: P. Pucci: Language and the Tragic Hero (Atlanta 1988) 55–83.
- Joël (1893–1901) = K. Joël: Der echte und der xenophontische Sokrates (Berlin 1893–1901).
- Kahn (1992) = C. Kahn: Vlastos' Socrates, in: *Phronesis* 37 (1992) 237–238.
- (1996) = Ders.: Plato and the Socratic dialogue (Cambridge 1996).
- Kühner / Gerth: Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache II: Satzlehre (Hannover 1904; ³1966).
- Lacey (1971) = A. R. Lacey: Our knowledge of Socrates, in: G. Vlastos: The philosophy of Socrates. A collection of critical essays (New York 1971) 22–49.
- Luccioni (1953) = J. Luccioni: Xénophon et le socratisme (Paris 1953).
- Magalhães-Vilhena (1952) = V. de Magalhães-Vilhena: Le problème de Socrate: le Socrate historique et le Socrate de Platon (Paris 1952).
- Marchant (1923) = E. C. Marchant: Memorabilia and Oeconomicus (Oxford 1923).
- Momigliano (²1993) = A. Momigliano: The development of Greek biography (Cambridge ²1993).
- Montuori (1988) = M. Montuori: Socrates. An approach (Amsterdam 1988).
- Mueller-Goldingen (1995) = C. Mueller-Goldingen: Untersuchungen zu Xenophons Kyrupädie (Stuttgart/Leipzig 1995).
- Nails (2002) = D. Nails: The people of Plato (Indianapolis 2002).
- Nilsson (³1967) = M. P. Nilsson: Geschichte der griechischen Religion I (München ³1967).
- Ollier (1961) = F. Ollier: Xenophon: Banquet, Apologie de Socrate (Paris 1961).
- Parke, Wormell (1956) = H. W. Parke, D. E. W. Wormell: The Delphic Oracle, I. The History (Oxford 1956). II: The Oracular Responses (Oxford 1956).
- Patzer (1975) = A. Patzer: Resignation vor dem historischen Sokrates, in: Ders. (Hg.): Apophoreta, FS U. Hölscher (Bonn 1975) 145–156.
- (1987) = Ders.: Der historische Sokrates (Darmstadt 1987).
- (1999) = Ders.: Der Xenophontische Sokrates als Dialektiker, in: K. Pestalozzi: Der fragende Sokrates (Stuttgart 1999) 50–76.
- Pomeroy (1994) = S. B. Pomeroy: Xenophon, Oeconomicus. A Social and Historical Commentary (Oxford 1994).
- Richter (1892) = E. Richter: Xenophon Studien (Leipzig 1892).
- Rudberg (1939) = G. Rudberg: Sokrates bei Xenophon (Uppsala 1939).
- Szlezák (1985) = T. A. Szlezák: Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie: Interpretationen zu den frühen und mittleren Dialogen (Berlin 1985).
- Tanner (1996) = G. Tanner: Xenophon's Socrates: who were his informants?, in: *Prudentia* 28,1 (1996) 35–47.
- van der Waerdt (1993) = P. A. vander Waerdt: Socratic justice and self-sufficiency: the story of the Delphic oracle in Xenophon's Apology of Socrates, in: C.C.W. Taylor: Oxford Studies in Ancient Philosophy XI (Oxford 1993) 1–48.
- (1994) = Ders.: The Socratic Movement (New York 1994).
- Vlastos (1994) = G. Vlastos: Socrate: ironie et philosophie morale (Paris 1994).

BORIS HOGENMÜLLER, Würzburg

Ein Platz an der Sonne?

Die Civitas solis des Tommaso Campanella

Dass TOMMASO CAMPANELLAS (1568-1639) *Civitas solis*¹ meist in einem Atemzug mit THOMAS MORES (1478 – 1535) *Utopia*² genannt und auch selbst als Utopie bezeichnet wird, ist problematisch, denn Campanella wollte keine Doublette der Utopia schreiben, sondern sich von ihr abgrenzen.

Dazu kommt, dass im allgemeinen Sprachgebrauch der Begriff Utopie den Aspekt des nicht Realisierbaren, Weltfremden einschließt. Campanella aber war kein bloßer Polittheoretiker, sondern nahm als junger Mann, an der Wende zum Jahre 1600, als einer der Rädelsführer an einem Volksaufstand gegen die spanische Herrschaft in Kalabrien teil. Seine *Civitas solis* ist keineswegs als bloßes Gedankenspiel gedacht.

Der kalabrische Schustersohn, Philosoph und Dominikaner verbrachte, der Ketzerei und der Verschwörung gegen Spanien bezichtigt, einen großen Teil seines Lebens (zuletzt 27 Jahre bis 1629) im Gefängnis, wo er über vierzig zum Teil verlorene philosophische und politische Schriften verfasste. Den Rest seines Lebens verlebte er in Paris.

Während Mores Werk zunächst auf Latein erschien (1516) und erst viel später (1551/1556) von RALPH ROBINSON (1520 – 1577) in kernig altertümliches Englisch übertragen wurde, verfasste Campanella seine *Civitas solis* zunächst auf Italienisch und übertrug sie später selber ins Lateinische.

Er schrieb die italienische Urversion 1602; danach zirkulierte das Buch in Manuskriptform. Auf Gesuch eines deutschen Bewunderers, der Campanella im Gefängnis in Neapel besuchte, TOBIAS ADAMI, übersetzte der Autor sein Buch ins Lateinische (1613); Adami war der Überzeugung, auf Latein werde das Buch eine größere Leserschaft erreichen. Zehn Jahre später erschien das wie ein Kassiber aus dem Kerker geschmuggelte Werk zum ersten Mal in Frankfurt im Druck. 1637 wurde es in Paris unter der Aufsicht des Verfassers nachgedruckt, als kleiner Teil einer umfangreichen *Philosophia realis*.

More attackiert in seiner Utopia zunächst gesellschaftliche Missstände Englands. In einem

zweiten Teil schildert dann der Portugiese Raphael Hythlodius, auf einer seiner Seereisen mit AMERIGO VESPUCCI auf die fiktive Insel Utopia verschlagen, in Antwerpen seinen Gesprächspartnern – More und seinem Freund, dem Stadtschreiber PETRUS AEGIDIUS – begeistert das auf der Insel bestehende Staatswesen.

More kombiniert also die traditionelle Form des philosophischen Dialogs mit der des im XVI. Jahrhundert beliebten Reiseberichtes aus der Neuen Welt. In diesen Berichten wurde den europäischen Lesern Verblüffendes über die Sitten anderer Völker mitgeteilt, etwa von dem in der Utopia erwähnten Amerigo Vespucci. In einem Artikel für diese Zeitschrift weist JOACHIM KLOWSKI auf Parallelen zwischen Vespuccis Berichten über den Mundus Novus und Mores *Utopia* hin.³ Aber auch in umgekehrter Richtung verschwammen die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit: Noch zu Lebzeiten Mores versuchten spanische Missionare in Mexiko, Gemeinschaften nach dem Vorbild der Utopia zu organisieren.⁴

Utopia ist eine demokratische Föderation unter der Leitung eines gewählten Herrschers, die in 54 Stadtstaaten gegliedert ist. Es herrscht völlige religiöse Toleranz. Den Frauen wird volle Gleichstellung mit den Männern gewährt, sie werden auch zum Kriegsdienst herangezogen. Privateigentum gibt es nicht.

Jedem Bürger steht der Genuss der Erträge der gemeinsamen Arbeit und der wissenschaftlichen Erkenntnisse offen. Die Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen, die einförmige Kleidung zeigt keine ständischen Unterschiede. Die Ehe trägt streng monogamischen Charakter, im Gegensatz zu PLATONS Staat ist die Familie Keimzelle der Gesellschaft; Ehebruch wird mit Zwangsarbeit bestraft, bei Wiederholung mit dem Tode.

Der Staat hat nach dem Plan des Gesetzgebers Utopos die Aufgabe der Güterverteilung. Es gibt weder kaufmännischen Zwischenhandel noch Geld. Das Gold wird so verachtet, dass man dort Nachttöpfe, „*matellas passim ac sordi-*

dissima quaeque vasa“, daraus herstellt (S. 388). Die Bestandsstatistik der staatlichen Warenlager sorgt für einen geregelten Ausgleich unter den 54 Bundesstaaten. Überschuss verkauft die Staatsführung in Nachbarländer. Der Verdienst wird zurückgelegt, damit – ein keineswegs ‚utopischer‘, sondern höchst pragmatischer Grundsatz – die Utopier im Kriegsfall zunächst Söldner für sich kämpfen lassen können; die Bürger greifen nur im Notfall selbst zur Waffe.

Das Fehlen sozialer Unterschiede bewirkt allgemeine Eintracht. „*Similitudo causeth concordē*“, so lautet die Randnotiz zu dieser Stelle in der Übersetzung Robinsons (S. 83).

Der Titel *Utopia* ist ein typisch englisches Wortspiel, ein *pun*, mit den beiden im Englischen gleich ausgesprochenen Wörtern *oũ* und *eũ*: Nicht-Land (in seinen Briefen benutzt More auch die lateinische Übersetzung *Nusquam*) und Gut-Land, *Nowhere Land* und *Good Land*.

Die *Utopia* ist der erste Niederschlag der Staatsauffassung Platons innerhalb des englischen Humanismus, vor allen Dingen in der ausgeprägten Wertlehre. Der irdische Staat wird restlos bejaht, und in ihm soll die Idee der Gerechtigkeit verwirklicht werden, die Platon (im vierten Buch der *Politeia*) als die wichtigste der vier Kardinaltugenden gilt. Während jedoch sein Interesse fast ausschließlich Verfassungsfragen gilt, räumt More der Erörterung konkreter sozialer und wirtschaftlicher Probleme breiten Raum ein.⁵

Während More seine Darstellung *Utopias* nicht nur in einen ausführlich gestalteten erzählerischen Rahmen einfügt, sondern zunächst einen echten Dialog zwischen den Gesprächsteilnehmern seinen Verlauf nehmen lässt, entkleidet Campanella seine Darstellung der *Civitas solis* dieser Komponenten. Alle satirischen Elemente, mit denen der LUKIAN-Übersetzer More sein Werk würzt, fehlen bei Campanella.

Der Sprecher, ein genuesischer Admiral (im italienischen Original einer der Seeleute des KOLUMBUS), stellt den Idealstaat größtenteils in monologischer Form vor, selten von kurzen Einwüfen seines Gesprächspartners, des Großmeisters des Hospitaliterordens (im Original ist er ein Ritter desselben Ordens), unterbrochen.

Und doch ist diese Kommunikationssituation nicht bloße Dekoration. Dass der Autor nicht unmittelbar spricht, sondern einen zurückgekehrten Seemann, einen Mann der Tat, keinen Philosophen, über Land und Leute berichten lässt, ermöglicht es dem Verfasser, sich an dem einen oder anderen heiklen, die Sittenlehre berührenden Punkt zurückzuziehen, um nicht für die entsprechenden Regelungen seines Idealstaats unmittelbar einstehen zu müssen. Wenn der Hospitaliter gelegentliche Einwände gegen die Lebensweise der ‚Solarier‘ vorbringt, betont daher der Seemann: „*Ego disputationi inservire non novi*“ (S. 137) oder „*Isthaec ipse vix novi*“ (S. 147).

Campanella knüpft unmittelbar an *Mores Utopia* an: Er situiert seine *Civitas solis* auf Taprobana, das Land, in das auch Hythlodius auf seinen Irrfahrten verschlagen wurde.⁶ Sonnenstadt heißt sie nach dem Kult der Sonne, die nicht um ihrer selbst willen verehrt wird, sondern als Bild Gottes.

In beiden Gesellschaften gibt es kein Privateigentum, ist materieller Besitz bedeutungslos. Beide Systeme fordern von allen Bürgern, dass sie arbeiten, jede Faulenzerei wird abgelehnt. Sie versorgen ihre Bürger mit einem Höchstmaß an Sozialleistungen und medizinischer Betreuung. In beiden Gesellschaften steht die Gleichheit der Bürger über allem anderen.

Die *Civitas solis* ist im Gegensatz zu *Utopia* ein bis ins kleinste Detail durchreglementierter totalitärer Staat. Die Ordnung beruht auf einer strengen Gliederung der Bürger nach dem Grade ihres Wissens; der Staat wird geleitet von dem priesterlichen Herrscher Sol und seinen drei Ministern: Macht, Weisheit und Liebe. Alles, selbst die Fortpflanzung der Solarier, ist staatlich geregelt.

Drei Felder sind es vor allem, auf denen Campanellas Sonnenstadt sich von *Utopia* unterscheidet: die Ehe- und Bevölkerungspolitik, die Erziehung und die Technik.

Während *Mores Ehepolitik* traditionell ist: Monogamie und gesetzlicher Schutz der Ehe, plädiert Campanella in der Nachfolge von Platon für die Abschaffung der Familie und den Allgemeinbesitz an Frauen sowie für eine

an eugenischen Prinzipien orientierte Selektion zeugungsberechtigter Paare.

„Wie bisher nur die Nutztiere, so soll nach seiner Auffassung künftig auch der gemeinnützige Mensch gezüchtet werden. Dieser Gedanke, den Campanella aus Platons *Politeia* übernommen hat, ist lange Zeit nur belächelt worden. Vor dem Hintergrund von Vererbungslehre, Gentechnologie, Befruchtungstechniken und dem sukzessiven Wegfall aller Tabus auf diesem Gebiet besteht dazu mittlerweile kein Anlaß mehr.“⁷

Wie More fordert Campanella die Schulpflicht für alle, liefert jedoch ein weitaus detaillierteres Bild des Unterrichts. Mit seinen Vorstellungen sollte er Einfluss auf COMENIUS ausüben.⁸ Die Kinder der Solarier lernen durch Anschauung, nämlich anhand von bildlichen Darstellungen, die an den sieben Stadtmauern angebracht sind. Die Erziehung, die Jungen und Mädchen gleichermaßen zuteil wird, ist möglichst umfassend. Sie soll praktische Anschauung in den Handwerken und Naturwissenschaften umfassen.

Bilder zur Instruktion, nicht zu Werbezwecken, an den Stadtmauern anzubringen erschien manchem auch in späterer Zeit als erwägenswert:

Im Frühjahr 1918 unterbreitet LENIN dem Volkskommissar für Volksbildung, LUNATSCHARSKI, einen Gedanken, der ihn schon lange bewegt: „Wie Sie wissen, spricht Campanella in seinem Sonnenstaat davon, daß auf die Mauern seiner phantastischen Stadt Fresken gemalt werden zu dem Zweck, der Jugend als naturwissenschaftliches und historisches Anschauungsmaterial zu dienen, das staatsbürgerliche Bewusstsein zu wecken – kurz: zur Bildung und Erziehung der neuen Generation beizutragen. Ich glaube, daß das keineswegs naiv ist und gerade jetzt von uns mit gewissen Modifizierungen übernommen und realisiert werden sollte (...). Ich möchte das, was mir vorschwebt als Monumentalpropaganda bezeichnen.“⁹

Handwerk und Naturwissenschaften werden von den Solariern hochgeschätzt: Wie ein roter Faden zieht sich durch das Werk die Bewunderung Campanellas für Naturwissenschaft und Technik. Campanella unterstreicht den hohen Nutzen der Technik, die eine bessere Nutzung der Äcker, eine schnellere und bequemere See-

fahrt ermöglicht und Überlegenheit der Waffentechnologie gewährleistet.

Mores *Utopia* stellt die Realität Englands kritisch dar, Campanella redet fast nur von seiner Idealgesellschaft. Insofern entspricht paradoxerweise eher Campanellas Werk als die *Utopia* der Alltagsverwendung des Begriff der ‚Utopie‘.

More stellt seine eigene, pragmatische Haltung der des theoretisierenden Philosophen gegenüber. Ein Mann, der jeden Tag als hoher Verwaltungsbeamter – er war zur Zeit der Abfassung der *Utopia Undersheriff* von London – reale Entscheidungen trifft, tritt der Lebensführung des ‚freischaffenden‘ Philosophen Hythlodeus entgegen, der jede konkrete politische Verantwortung ablehnt.

In der Vorrede (S. 345f.) weist More auf seine hohe Arbeitsbelastung hin, die ihm für die Abfassung der *Utopia* kaum Zeit gelassen habe. Er hält dem Hythlodeus entgegen, man dürfe das Staatsschiff im Sturm nicht im Stich lassen, ein deutliches Echo derselben Metaphorik – in vergleichbarem Bedeutungszusammenhang – bei Cicero.¹⁰ More:

Si radicatus euelli non possint opiniones prauae, nec receptis vsu viciis mederi queas, ex animi tui sententia, non ideo tamen deserenda respublica est, & in tempestate nauis destituenda, quoniam ventos inhibere non possis, at neque insuetus & insolens sermo inculcandus, quem scias apud diuersa persuasos pondus non habiturum: sed obliquo ductu conandum est atque adnitendum tibi, vti pro tua virili omnia tractes commode, & quod in bonum nequis vertere, efficias saltem, vt sit quam minime malum.“ (S. 369)

Sein Einstehen für die eigenen Überzeugungen bis zum Tode, der Hinrichtung auf Befehl HEINRICHS VIII. 1535, brachte More in ganz Europa Bewunderung ein, sogar von protestantischer Seite.¹¹

Campanella radikalisiert die Vorstellungen, die Raphael Hythlodeus vertritt: Er reduziert die Arbeitszeit noch weiter, von sechs auf vier Stunden, und weitet die Gütergemeinschaft auch auf die Ehefrauen aus.

Wie bei More gewährt die kurze Arbeitszeit den Einwohnern genug Zeit zu Muße und zu geistiger Beschäftigung. Campanellas Schilde-

rung legt den Vergleich mit KARL MARX (1818 – 1838) nahe. Nachdem Campanella den Müßig- gang in Neapel angeprangert hat, fährt er fort (S. 147):

Ast in Civitate solis dum cunctis distribuuntur ministeria, et opera; vix quatuor in die horas singulis laborare contingit, reliquum licet tempus consumatur in addiscendo iucunde, disputando, legendo, narrando, scribendo, deambulando, exercendo ingenium, et corpus et cum gaudio. Nec permittitur ludus illis, qui fit sedendo, neque talorum, neque alearum, neque scacchorum, aut similibus, &c. Ludunt pila, folliculo, trocho, lucta, iaculatione pali, sagittae, archibusio, &c.

Ein Echo dieser Worte findet sich bei Karl Marx (1818 – 1883). Als 28-Jähriger prophezeit er in seiner „Deutschen Ideologie“, die kommunistische Gesellschaft werde es jedem einzelnen ermöglichen „heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.“¹²

Campanella beschreibt – im unmittelbaren Anschluss an die zitierte Schilderung des Tagesablaufs der Solarier – die grundlegende Prämisse des Kommunismus (S. 147):

Afferunt insuper paupertatem asperam efficere homines, viles, astutos, dolosos, fures, insidiosos, exules, mendaces, testes falsos, &c. Divitias vero insolentes, superbos, ignorantes, proditores, praesumentes quod nesciunt, fallaces, iactabundos, sine affectione, contumeliosos, &c. At communitatem efficere omnes simul divites quia omnia habent, pauperes, quoniam nihil possident; ac simul rebus non serviunt, sed res ipsis, et in hoc valde laudant religiosos Christianitatis: maxime autem vitam apostolorum.

Nicht nur außenpolitisch, sondern auch im Inneren werden Spione eingesetzt, deren Aufgabe der Schutz der ‚Staatssicherheit‘ ist: „sunt exploratores [im italienischen Text: „son spie“, S. 66] rempubl. admonentes quaecunque audierint“ (S.148) und denen keine Aktivitäten der Bürger (der Insassen?) der Sonnenstadt entgehen.

More lässt Hythlodeus scharf die Zustände im England seiner Zeit kritisieren, vor allem die Verhängung zu harter Strafen, die ungleiche

Verteilung von Arbeit und Reichtum sowie die Enteignung von Farmland zur Schafszucht.

Die von ihm porträtierte (S. 376) Stadt Amaurotum (nach ἀμαυρός, dunkel, neblig), die bedeutendste Utopias, ist geographisch ein Spiegelbild Londons, von ihren Sitten her Londons Gegenteil.

Mores' Utopia ist nicht mehr eine chiliastische, sondern eine rationalistische soziale Utopie und befand sich mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen der damaligen Zeit durchaus in Übereinstimmung. Sie wurde weder von More noch von vielen seiner Zeitgenossen als Utopie im Sinne des modernen Utopie-Begriffs gewertet. More selbst hat dies deutlich zum Ausdruck gebracht, indem er abschließend bemerkt: „Doch gestehe ich ohne weiteres, dass ich sehr vieles von der Verfassung der Utopier in unseren Staat eingeführt sehen möchte. Allerdings muss ich das wohl mehr wünschen, als ich es erhoffen dürfte.“¹³

So das Philosophische Wörterbuch, ein repräsentatives Standardwerk der DDR-Philosophie. Unterschlagen wird, worauf sich das Wörtchen „Doch“ am Satzanfang des More-Zitats zurückbezieht: Am Ende der Utopia überrascht More den Leser mit einem zentralen Angriff auf die von Hythlodeus hochgepriesene Gesellschaftsordnung.

Seine Kritik: Die Verabsolutierung der Gemeinschaft und das Fehlen von Privateigentum führe zu einem Verlust an individueller Leistung und individueller Würde:

Haec vbi Raphael recensuit, quanquam haud pauca mihi succurrebant, quae in eius populi moribus legibusque perquam absurde videbantur instituta non solum de belli gerendi ratione & rebus diuinis: ac religione, aliisque insuper eorum institutis sed in eo quoque ipso maxime: quod maximum totius fundamentum est vita scilicet, victuque communi, sine vlllo pecuniae commercio, qua vna re funditus euertitur omnis nobilitas, magnificentia: splendor, maiestas, vera vt publica est opinio decora atque ornamenta reipublicae (...).

More greift nun zu einem narrativen Kunstgriff: Da sein Gesprächspartner vom Erzählen ermüdet gewesen sei, habe er, More, trotz seiner

Ablehnung mancher Züge der Utopia auf eine weitere Diskussion verzichtet, sei aber überzeugt „*permulta esse in Vtopiensium republica, quae in nostris ciuitatibus optarim verius, quam sperarim*“. (S. 423f.)

More will die gedankenlose Akzeptierung gesellschaftlicher und politischer Missstände seiner Zeit dadurch erschüttern, dass er ein radikal anderes Gesellschaftsmodell zur Diskussion stellt. Er ist sich darüber im Klaren, dass das Gedankengebäude, das er von einem Philosophen vertreten lässt, der jede Tätigkeit in der politischen Praxis für sich zurückweist, viel Fragwürdiges und kaum Realisierbares enthält. Dem Leser „ist die endgültige Standortfindung aufgetragen.“¹⁴

*Like Plato, More often leaves his readers to guess how far the arrangements he describes are serious political proposals and how far they merely present a mocking mirror to reveal the distortions of real-life societies.*¹⁵

„Wie Platon überlässt More es häufig seinen Lesern zu erraten, inwieweit die Regelungen, die er beschreibt, als ernsthafte politische Vorschläge gemeint sind, und inwieweit sie lediglich den real existierenden Gesellschaften und ihren Verirrungen einen satirischen Spiegel vorhalten.“

In seiner Vorrede schreibt More (S. 347): *plurimi literas nesciunt: multi contemnunt (...) Hic tam tetricus est vt non admittat iocos hic tam insulsus ut non ferat sales, tam simi quidam sunt, vt nasum [metonymisch für Spott] omnem, velut aquam ab rabido morsus cane reformident, adeo mobiles alii sunt vt aliud sedentes probent, aliud stantes.*

Als Einleitung zur *Civitas solis* ist ein derartiger Leserappell undenkbar.¹⁶ Es ist wiederholt die These vertreten worden, der eigentliche Schwerpunkt der *Utopia* sei das erste, nicht das zweite Buch: (...) *the longest and most valuable part of the book is that which describes, not Utopia, but England. The brief account on Utopia itself is little more than an appended parable. In other words the book (like all its later progeny from Swift's Gulliver to Butler's Erewhon and Orwell's Nineteen Eighty-Four) is mainly a picture of its own time – a criticism of the present rather than a construction of the future.*¹⁷

„Der längste und wertvollste Teil des Buches ist der, der England beschreibt, nicht Utopia. Der kurze Bericht über Utopia selbst ist wenig mehr als eine angefügte Parabel. In andern Worten: Das Buch (wie alle seine Nachkommen, von SWIFTS *Gulliver* zu BUTLERS *Erewhon* und ORWELLS 1984) ist hauptsächlich ein Bild der eigenen Zeit – eher eine Kritik an der Gegenwart als eine Konstruktion der Zukunft.“

Der Name Hythlodeus (englisch: Hythlodaye) ist wie Utopia doppeldeutig: ὕθλος, Geschwätz, Flausen, Possen (lateinisch *nugae*), könnte mit δάιος, feindlich, mit einem Derivat von δαίηαι, lehren, oder mit δαίειν, austeilen, zusammengefügt sein. Oder steht -aye (für -e- in -deus) gar nicht für den Diphthong -αι-, sondern für -ει-? Dann böte sich zum Beispiel δεινός, tüchtig, an. Ist Hythlodeus also Feind des Geschwätzes oder Meister im Schwätzen? Und warum gibt More ihm den Vornamen Raphael („Gott heilt“)?

Campanella dagegen, der Visionär hinter Kerkermauern, identifiziert sich eindeutig mit dem Staatsmodell der *Civitas solis*, das er als rationales Ideal den Missständen seiner Zeit – auf die er unmittelbar nur am Rande eingeht – entgegenstellt.

Er errichtet seinen sozialistischen Zukunftsstaat, ohne irgendein Hindernis bei der Verwirklichung in Betracht zu ziehen. Seine hymnische Schilderung der Solarier – gesündere, zufriedener, glücklichere, technologisch weit fortgeschrittene Menschen – führt in direkter Linie zur Verherrlichung des Neuen Menschen durch die kommunistischen Theoretiker. So schwärmt etwa LEO TROTZKI (1879-1940):

„Der Mensch wird unvergleichlich viel stärker, klüger und feiner; sein Körper wird harmonischer, seine Bewegungen werden rhythmischer und seine Stimme wird musikalischer werden. Die Formen des Alltagslebens werden dynamische Theatralität annehmen. Der durchschnittliche Menschentyp wird sich bis zum Niveau des ARISTOTELES, GOETHE und MARX erheben. Und über dieser Gebirgskette werden neue Gipfel aufragen.“¹⁸

Eine stolze Vision – man vergleiche sie mit der kaiserlichen Bescheidenheit des MARC AUREL (121 – 180), wie sie uns aus der Aufforderung in

den Selbstbetrachtungen (IX, 29,5) entgegentritt: μή τὴν Πλάτωνος πολιτείαν ἔλιπε· ἀλλὰ ἀρκοῦ, εἰ τὸ βραχύτατον πρόεισι. – Hoffe nicht auf Platons Staat, sondern gib Dich damit zufrieden, wenn es mit dem Kleinsten vorangehen wird.

Im Rahmen der Panegyrik westlicher Linksinтеллектуeller auf den Sowjetkommunismus verbreitete sich in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine spezifische Variante des utopischen Reiseberichts. Auf Einladung der sowjetischen Propaganda reisten westliche Sympathisanten nach Moskau, wurden dort fürstlich bewirtet und verfassten nach ihrer Rückkehr Berichte, in denen sie den Stalinismus glorifizierten.

Für die westlichen Anhänger des Kommunismus waren die Verbrechen des Sowjetkommunismus kein Grund zur Kritik. Sie wurden auch nicht ignoriert, sondern galten ihnen als heilsame Maßnahmen zur Gesundung der russischen Gesellschaft.

Keine Regungen politischer Urteilskraft oder des Gewissens hielten GEORGE BERNARD SHAW (1856-1950), STEFAN ZWEIG (1881-1942), LION FEUCHTWANGER (1884-1958) oder STEFAN HEYM (1913-2001) und andere Russlandreisende davon ab, Geheimdienstterror, Zwangskollektivierung, Unterdrückung der Meinungsfreiheit, Schauprozesse zu rechtfertigen.

Der „mutigste und liebste Mensch der Welt“ – so die huldigende Anrede aus einem Telegramm ELSE LASKER-SCHÜLERS (1869-1945) –, neuer Augustus (so LION FEUCHTWANGER) – solche und ähnliche Bezeichnungen galten JOSEF STALIN (1878-1953):¹⁹

„War LENIN der CÄSAR der Sowjet-Union gewesen, so wurde STALIN zu ihrem AUGUSTUS, ihrem ‚Mehrer‘ in jeder Hinsicht. Stalins Bauwuchs und wuchs. Aber Stalin musste sehen, dass es immer noch Leute gab, die an dieses sichtbare, greifbare Werk nicht glauben wollten, die den Thesen TROTZKIS mehr glaubten als dem Augenschein.“

Noch im selben Jahrhundert erkoren sich linke – auch sozialdemokratische – Reisende in Sachen sozialistischer Utopie ein neues Ziel, diesmal mit angenehmerem Klima. Als neuer Sonnenstaat galt ihnen nun die größte Karibikin-

sel, auf der der *Máximo Líder* und *Comandante Supremo* (*1926) seine Diktatur errichtet hatte.

Campanellas Idealstaat weicht durch die fundamentale Bedeutung des Religiösen von den Vorstellungen seiner sozialistischen Jünger ab. Der Mensch ist keineswegs bloßes *animal laborans*, ein Wesen, das die eigene Erlösung schaffen kann: Gedanken, die in der frühbolschewistischen Revolutionsgeschichte bis ins Fantastische gesteigert wurden.²⁰

Der Herrscher der *Civitas*, der Sol, ist Metaphysicus, Oberpriester, die leitenden Beamten sind zugleich Priester. Die Solarier verehren im Bild der Sonne Gott, ein schroffer Gegensatz zur Verfolgung des Christentums im Sowjetkommunismus – auch sie von linken Literaten ausdrücklich gebilligt.

So fügt etwa WALTER BENJAMIN (1892-1940), als er 1927 aus Moskau nach Berlin zurückgekehrt ist, seinem Moskauer Tagebuch unter anderem folgende Notiz hinzu:²¹

„Moskau ist so gut wie befreit vom Glockengeläute, das eine so unwiderstehliche Traurigkeit in den Großstädten zu verbreiten pflegt. Auch das ist etwas, was man erst nach der Rückkehr erkennen und lieben lernt.“

Campanella war überzeugt von der Realisierbarkeit einer Welt-Theokratie unter Leitung des Papstes, deren Arm die spanische Monarchie sein sollte (S. 167f.);²² das Leben im Paradies aber ist – so die Überzeugung der Solarier – Lohn des guten Lebens, und zwar nach dem Tod:

Proculdubio credunt immortalitatem animarum hasque post mortem associari angelis probis, aut pravis, prout illis, aut his in actibus praesentis vitae similiores reddiderunt. Omnia enim sibi similia petere. De locis poenarum et praemiorum parum a nobis discrepant. (S. 165)

Anmerkungen:

- 1) Alle Zitate aus dem lateinischen Originaltext und aus der Übersetzung Robinsons entstammen, auch in Interpunktion und Schreibweise, der zweisprachigen Ausgabe *The Utopia of Sir Thomas More*, Ralph Robinson's translation with Roper's life of More and some of the letters, hrsg. von George Sampson, London 1910. Der lateinische Text ist der des ersten Druckes 1516. Eine lateinisch-deutsche Ausgabe ist in Reclams Universalbibliothek erschienen, die Übersetzung

- stammt von Gerhard Ritter (1964, Neuauflage 2012).
- 2) Alle Zitate aus dem italienischen Text nach der Ausgabe *La Città del sole: Dialogo Poetico – The City of the Sun. A Poetical Dialogue*, übers. und hrsg. von Daniel J. Donno, University of California Press, Berkeley, Los Angeles 1981. Alle Zitate aus dem lateinischen Text nach der Ausgabe *Utopia, Nova Atlantis & Civitas Solis*, Lexington 2011.
 - 3) „Zur didaktischen Begründung der Lektüre von Thomas Morus’ *Utopia*“, in: *Forum Classicum* 1/2008, S. 7-10; vgl. vor allem Klowiskis Fußnote 7.
 - 4) Vgl. Matthew Restall, *Seven Myths of the Spanish Conquest*, Oxford 2003, S. 104f.
 - 5) Vgl. Paul Meissner, *England im Zeitalter von Humanismus, Renaissance und Reformation*, Heidelberg 1952, S. 86ff.
 - 6) Es ist unklar, ob Ceylon oder Sumatra gemeint ist, vgl. Daniel J. Donno, Vorwort zu seiner Ausgabe, a.a.O.: vgl. (2), S. 129.
 - 7) Johann Braun, *Einführung in die Rechtsphilosophie*, Tübingen, 2006, S. 99.
 - 8) Daniel J. Donno, a.a.O., S. 18.
 - 9) Zit. nach Reinhard Hoßfeld: Tommaso Campanella (Stichwort) in: Erhart Lange/Dietrich Alexander (Hrsg.) *Philosophenlexikon*, Berlin 1987, S. 141.
 - 10) Vgl. vor allem *De re publica* Buch I, 1, 2, 4, 6.
 - 11) Vgl. etwa die positive Würdigung durch Jonathan Swift in *Gulliver’s Travels*, Teil III, Kap. 6.
 - 12) Karl Marx, *Die Deutsche Ideologie in: Die Frühschriften*, hrsg. von Siegfried Landshut, Stuttgart 1952, S. 361.
 - 13) Georg Klaus, Manfred Buhr (Hrsg.), *Philosophisches Wörterbuch*, 13. Auflage, Berlin 1985, S. 1131, s.v. Sozialismus und Kommunismus, utopischer.
 - 14) Werner Koppenfels, *Bild und Metamorphose, Paradigmen einer europäischen Komparatistik*, Darmstadt 1991, S. 162.
 - 15) Anthony Kenny, *Thomas More (Past masters)*, Oxford 1992 (1983), S. 20.
 - 16) Koppenfels, a.a.O., S. 162f.
 - 17) George Sampson, *The Concise Cambridge History of English Literature*, Cambridge, dritte, von R.C. Churchill überarbeitete Auflage, 1972, S. 99.
 - 18) Leo Trotzki, *Literatur und Revolution*, Berlin 1968 (1924), S. 214f., zitiert nach Gottfried Küenzlen, *Der Neue Mensch*, Frankfurt 1997 (Suhrkamp Taschenbuch), S. 150.
 - 19) Lasker-Schüler zitiert nach Sigrid Bauschinger, Else Lasker-Schüler, Göttingen 2004, S. 441. Feuchtwanger- Zitat aus Lion Feuchtwanger, *Moskau 1937, Ein Reisebericht für meine Freunde*, Berlin (Aufbau-Verlag), 2. Aufl. 1993, S. 81.
 - 20) Küenzlen, a.a.O., S. 151.
 - 21) *Moskauer Tagebuch*, Frankfurt am Main 1980 (Edition Suhrkamp), S. 163f.
 - 22) Vgl. Daniel J. Donno, a.a.O., S. 15.

CHRISTOPH WURM, Dortmund

Declaro me ministerio ... renuntiare. – Habemus Papam.

Wilfried Stroh zur lateinischen Rücktrittserklärung von Papst Benedikt XVI.

Vorbemerkung der Redaktion:

Die in lateinischer Sprache abgefasste Rücktrittsankündigung des Papstes am 11. März 2013 hat alle Welt, auch die anwesenden Kardinäle, überrascht. Die Nachricht hiervon wurde (zumal am Rosenmontag) von vielen Menschen zunächst als Scherz angesehen. Doch dann gab es eine intensive Auseinandersetzung mit der historischen Tatsache selbst und auch mit der sprachlichen Form. Manche Zeitungen veröffentlichten den lateinischen Text und die offizielle deutsche Übersetzung, so z. B. die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12.2.2013 (auf S. 2). Auch das Münchener Boule-

vardblatt „Abendzeitung“ widmete am Wochenende vom 23./24.2.2013 dem Text eine ganze Seite (S. 21) und ließ hierzu den Münchener Latinisten WILFRIED STROH relativ ausführlich zu Wort kommen unter der Schlagzeile „Papst fehlbar! Latein-Professor Wilfried Stroh analysiert kritisch Benedikts Text zum päpstlichen Amtsverzicht“. Eine Boulevardzeitung will oder kann allerdings ihren Lesern manche (für „Lateiner“ durchaus interessante) Details nicht zumuten. Und so dankt die Redaktion des FORUM CLASSICUM Wilfried Stroh für die im Folgenden abgedruckte vollständige Fassung seiner Stellungnahme.

Bekanntlich hat das Konklave der 115 wahlberechtigten Kardinäle aus aller Welt inzwischen, am 13.3.2013, den argentinischen Kardinal JORGE MARIO BERGOGLIO zum 266. Nachfolger des Apostels Petrus gewählt. Er gab sich den programmatischen Namen FRANCISCUS. Die im fünften Wahlgang erfolgreiche Wahl wurde von der Loggia des Peterdoms feierlich mit dem (traditionell ebenfalls) lateinischen Satz verkündet: „*Annuntio vobis gaudium magnum: habemus Papam: Eminentissimum ac reverendissimum dominum, Dominum GEORGIUM MARIUM, Sanctae Romanae Ecclesiae cardinalem BERGOGLIO, qui sibi nomen imposuit FRANCISCUM.*“

(A.F.)

Wohl kein lateinischer Text dürfte in den letzten Jahren weltweit so sehr die Gemüter bewegt haben wie die mit Datum vom 10. Februar 2013 von Papst BENEDIKT XVI. mündlich und schriftlich erklärte Ankündigung seines Rücktritts. Wer seine zu Herzen gehenden Worte liest, spürt, dass hier nicht sein (sonst etwa bei Enzykliken agiles) Lateinbüro aus dem Italienischen, Deutschen oder gar Englischen übersetzt hat, sondern dass diese ihm direkt aus dem römisch-bayerischen Herzen geflossen sind. Die deutsche Übersetzung, die der Vatikan neben anderen Versionen beige-steuert hat, dürfte hier einmal kein verkappertes Original sein, wie man deutlich fühlt. Wenn Benedikt etwa seinen Brüdern, den Kardinälen, *pro omni amore et labore* gedankt hat, war damit gewiss „Liebe und Mühe“, nicht „Liebe und Arbeit“ (wie die offizielle Übersetzung lautet) gemeint. Benedikts ganze kurze Rede hat, bei allen Bedenklichkeiten im Einzelnen, über die zu reden sein wird, einen echt lateinischen Duktus im Periodenbau wie in der Wahl der Wörter und Metaphern. Und sie hebt sich damit deutlich ab von dem oft modernistisch gequälten Latein vieler Enzykliken der letzten fünfzig Jahre.

War es sinnvoll, einen solchen Text lateinisch zu formulieren? Für Papst Benedikt besteht daran wohl kein Zweifel. Im Stiftungsschreiben der von ihm erst kürzlich gegründeten Lateinakademie *Pontificia Academia Latinitatis* hat er betont, dass die Kirche, ohne seit dem Pfingstwunder an

Latein gebunden zu sein, sich doch dieser Sprache im Besonderen zur Verkündigung bedient hat und dass sie vor allem nach Ende des Römischen Reichs *custos et fatrix* der lateinischen Sprache gewesen sei, die so ganz der *universalis Ecclesiae natura* entspreche. „Universal“ ist sie ja nicht nur, weil sie allen Völkern jedenfalls der Idee nach gemeinsam ist, sondern weil sie uns auch mit allen Epochen der europäischen Geistesgeschichte, von PLAUTUS bis ERASMUS, LEIBNIZ und darüber hinaus, verbindet. Wie Benedikt in dieser universalen lateinischen Sprache sein Amt angetreten hat, so wollte er es in ihr nun auch niederlegen.

Aus diesem Grund, weil Latein eben keine sich entwickelnde und damit vergängliche Sprache ist, soll Benedikts Text nun einmal nach den Regeln der klassischen lateinischen Grammatik und Stilistik durchgesehen werden – nicht viel anders als ein heutiger Stilübungstext, der laut Prüfungsordnung möglichst nahe an der Sprache CICEROS zu sein hat. Dass man dabei der christlichen und kirchlichen Tradition im Bereich der Terminologie gewisse Zugeständnisse machen muss, ist klar und richtig; aber man wird doch sehen, dass sich in diesen Text viele auch unnötige Modernismen eingeschlichen haben. Und wenn ich diese in beckmesserischer Weise notiere, hoffe ich, durchaus im Sinne Papst Benedikts zu verfahren – ja hier einmal ein Stück päpstlicher als der Papst sein zu dürfen.

Annotierte Fassung der Rücktrittsrede von Papst Benedikt XVI.

Fratres carissimi (1)

Non solum propter tres canonizationes ad hoc Consistorium (2) vos convocavi, sed etiam ut vobis decisionem (3) magni momenti pro (4) Ecclesiae vitae communicem (5). Conscientia mea iterum atque iterum (6) coram Deo explorata (7) ad cognitionem certam perveni vires meas ingravesciente aetate non iam aptas esse ad munus Petrinum aequae (8) administrandum.

Bene conscius sum (9) hoc munus secundum suam essentiam spirituales (10) non solum agendo et loquendo exsequi debere, sed non minus patiendo et orando. Attamen in mundo nostri temporis (11) rapidis mutationibus subiecto et quae-

stionibus (12) magni ponderis pro (13) vita fidei perturbato ad navem Sancti Petri gubernandam et ad annuntiandum Evangelium etiam vigor quidam corporis et animae (14) necessarius est, qui ultimis mensibus (15) in me modo tali (16) minuitur, ut incapacitatem (17) meam ad ministerium mihi commissum bene administrandum agnoscere debeam. Quapropter bene conscius ponderis huius actus (18) plena libertate (19) declaro me ministerio Episcopi Romae, Successoris Sancti Petri, mihi per manus Cardinalium die 19 aprilis MMV commissum (20) renuntiare ita ut a die 28 februarii MMXIII, hora 29, sedes Romae, sedes Sancti Petri vacet et Conclave ad eligendum novum Summum Pontificem ab his quibus competit (21) convocandum esse.

Fratres carissimi, ex toto corde (22) gratias ago vobis pro omni amore et labore, quo mecum pondus ministerii mei portastis et veniam peto pro omnibus defectibus (23) meis. Nunc autem Sanctam Dei Ecclesiam curae Summi eius Pastoris, Domini nostri Iesu Christi confidimus (24) sanctamque eius Matrem Mariam imploramus, ut patribus Cardinalibus in eligendo novo Summo Pontifice materna sua bonitate assistat. Quod ad me attinet (25) etiam in futuro (26) vita orationi (27) dedicata Sanctae Ecclesiae Dei toto ex corde servire velim.

Ex Aedibus Vaticanis, die 10 mensis februarii MMXIII
BENEDICTUS PP. XVI

Anmerkungen von Wilfried Stroh:

(1) *Fratres carissimi*: Die Voranstellung der Anrede nach dem Muster von „Meine Damen und Herren“ ist eigentlich unlateinisch, aber nachdem schon PAULUS seine Areopagrede in der lateinischen Bibel (*Vulgata*) mit *Viri Athenienses* eingeleitet hat (Acta 17,22) – zu schweigen vom *Asterix Latinus* mit seinem *O Caesar* usw. – ist wenig mehr dagegen einzuwenden.

(2) *canonizationes* und *Consistorium* sind als t.t. eingebürgertes Kirchenlatein, natürlich ganz unanstößig.

(3) *decisio* bezeichnet im klassischen Latein die „Abmachung“, den „Geschäftsabschluss“; wenn Benedikt damit den „Entschluss“ bezeichnen will, dürfte das auf die neueren Sprachen (engl.

decision, it. *decisione* usw.) zurückgehen. Gut lateinisch wäre etwa *consilium*.

(4) *pro Ecclesiae vitae: vitae* muss, wenn nicht ein ärgerlicher „Nachwirkungsfehler“ vorliegt, Druckfehler für *vita* sein. Aber *magni momenti pro*, „von großer Bedeutung für“, ist ein naheliegender Germanismus; richtiger wäre der bloße Genitiv oder *ad*, also etwa *ad vitam Ecclesiae stabiliendam*.

(5) *communicem*: Im Zeitalter der Kommunikation, wo auch die alte Rhetorik als Kommunikationswissenschaft firmiert, musste *communicare* zum Lieblingswort der Lateiner werden. Aber im Sinne von „mitteilen“ mit dem Dativ lässt es sich klassisch nicht gebrauchen; verwendet man es für mündliche Verhandlungen, sollte es mit *cum* verbunden werden. Hier wäre besser: *ut consilium vobis aperiam, notum faciam* u.ä.

(6) Statt *iterum atque iterum*, was poetisch ist, sagt man besser *etiam atque etiam*.

(7) *conscientia explorata*: Dieser Begriff der „Gewissensprüfung“ t.t. *examen conscientiae* (auch *conscientiam excutere* findet sich) dürfte auf die Exerzitien des IGNATIUS VON LOYOLA zurückgehen (anders gebraucht man heute die Vokabel bei der Prüfung von Wehrdienstverweigerern). Der antike Lateiner kennt zwar wohl *conscientia* als das innere Bewusstsein, gut oder böse gehandelt zu haben – Cicero sagt schön (Att. 12,28,2): *mea mihi conscientia pluris est quam omnium sermo* –, aber er hat dieses Bewusstsein und braucht es nicht zu überprüfen. So dürfte er eher sagen: *Consiliis meis ac tacitis cogitationibus perpensis* – aber damit würde sich wohl Benedikt nicht voll verstanden fühlen, und so soll es bei seiner Formulierung bleiben.

(8) In diesem schönen Hauptsatz stört *aeque*, das eine Vergleichsgröße fordert: „im selben Maße wie“. Besser wäre hier *recte*, *apte* oder *rite*.

(9) *Bene conscius sum: conscius sum*, „ich bin mir bewusst“, verlangt in der Regel (wie im Deutschen) ein *mihi*; dann kann davon in der Tat ein Infinitiv abhängen, aber nicht etwa *exsequi debere*, es sei denn *exsequi* wäre sprachwidrig als Passivum aufzufassen (wie in der offiziellen deutschen Übersetzung: „ausgeübt werden darf“), sondern allenfalls: *me* (bzw. *papam* oder *eum cui datum est*) *exsequi debere* – ein sonderbarer, auffallender

Fehler in einem sonst ja schulgrammatisch fast durchweg korrekten Text.

(10) *essentiam spiritualem*: Hier schlägt zum ersten Mal die Benedikt wohlvertraute Scholastik durch. Zwar soll schon CICERO an unbekannter Stelle das hässliche Wort *essentia* zur Wiedergabe von gr. *usia*, „Wesen, Sein“, kreiert haben; aber noch QUINTILIAN hat sich davor geграust, und erst die spätantiken und vor allem mittelalterlichen Theologen haben es zur Geltung gebracht. Ein empfindsamer christlicher Stilist wie der Kirchenvater LAKTANZ würde dafür in diesem Zusammenhang wohl *natura* sagen. – Was aber heißt hier das schon durch die lateinische Bibel (Vulgata) geheiligte und seitdem für Theologen unersetzbare Wort *spiritualis*? Steht „geistig, geistlich“ hier im Gegensatz zum Körperlichen? So scheint es nicht ganz unrichtig die offizielle deutsche Übersetzung aufzufassen: „wegen seines (des Dienstes) geistlichen Wesens“ komme es nicht nur auf äußeres Handeln an. Aber dann wäre statt *secundum* wohl eher *propter* zu erwarten. Vielleicht meint Benedikt, dass das Papstamt ein geistliches und ein körperliches Wesen habe und dass nach ersterem mehr das Leiden und Beten gefordert sei.

(11) *in mundo nostri temporis*: Seitdem PAULUS dem Wort *mundus* bzw. *kosmos* eine abwertende Bedeutung gegeben hat, die der Antike fremd war, bietet es sich immer an, wenn von der bösen Welt oder wie hier von der „heutigen (schlimmen) Welt“ die Rede ist. Der gute Stilist wird das nicht nachahmen; und auch Benedikt hätte den *mundus* ohne Verlust entbehren können, wenn er einfach *nostro tempore* gesagt hätte.

(12) *quaestionibus ... perturbato*: Grammatisch ist hier nichts einzuwenden, aber kann die Welt „von Problemen (*quaestiones*) durcheinander gebracht“ werden? Eher doch wohl durch falsche Lehren und Vorstellungen (*pravis sententiis et doctrinis*). Was aber der milde Benedikt offenbar so hart nicht sagen wollte.

(13) *magni ponderis pro* ist ebenso ungeschickt wie oben *magni momenti pro*. Dagegen ist *vita fidei* natürlich fest etabliertes Kirchenlatein – obwohl „Glaube“ im römischen Sinn eher *persuasio* wäre. So ist auch nachher das den Klassizisten überraschende *annuntiandum Evangelium bestes*

Bibellatein, wie I Cor. 9,14 *evangelium annuntiant* usw.

(14) *corporis et animae*: Hier wäre *animus* oder *mens* statt *anima* treffend gewesen (man denke an JUVENALS *mens sana in corpore sano*); denn *anima* ist der Atem und das physische Leben, nicht der Geist, dessen Kräfte ein Papst zum Reden und Handeln benötigt. Was LUKREZ 3, 136ff. über Unterschied und Zusammenhang von *animus* (= *mens*) und *anima* sagt, gilt weit über den epikureischen Zusammenhang hinaus.

(15) *ultimis mensibus*: versteht heute jeder Europäer richtig, denn so spricht man von den „letzten Monaten“, „*derniers mois*“ usw. Aber im Lateinischen kann sich *ultimus* nicht einfach auf die soeben vergangene Zeit beziehen. Es bedarf, wenn es überhaupt für Zeitliches gebraucht wird, der Andeutung eines Zeitrahmens, in dem das mit *ultimus* Bezeichnete am Ende (oder auch am Anfang) steht. *Ultima Cumaei venit iam carminis aetas* beginnt Vergil seine bei den Christen so beliebte messianische Ekloge (4,1). Dabei ist die *ultima aetas* natürlich nicht in „letzter Zeit“ vergangen, sondern sie ist als die letzte der vom Lied der cumäischen Sibylle geweissagten *aetates* gekommen. Benedikt hätte statt *ultimis* sagen sollen *his proximis* oder *his praeteritis mensibus*.

(16) *modo tali*: gebraucht auch CAESAR, aber im qualitativen Sinn – wogegen Benedikt hier eher an einen quantitativen Verfall der Kräfte denkt. Vorzuschlagen wäre *tantopere*.

(17) *incapacitatem*: auch im christlichen Latein sehr selten. Üblicher wäre: *me iam non satis idoneum*.

(18) *bene conscius ponderis huius actus*: nicht falsch, aber ebenso schwerfällig wie der Inhalt. Vielleicht: *cum non ignorem quanti ponderis sit quod constitui ...* (aber Benedikt vermeidet in diesem Text vorangestellte Nebensätze).

(19) *plena libertate*: Benedikt meint, dass er „in voller Freiheit“, ohne äußere Nötigung, wie es das kanonische Recht verlangt, den Verzicht ausspreche (CIC 332,2 *ad validitatem requiritur ut renuntiatio libere fiat*); aber das lässt sich kaum mit diesem modalen Ablativ ausdrücken. Eher: *mea sponte* oder *ex voluntate* oder *nulla necessitate coactus* (*astrictus*).

(20) Ein ärgerlicher Kongruenzfehler: Nach *ministerio* müsste es *commissio* heißen.

(21) *quibus competit*: „Kompetenz“ heißt ein erfolgreiches Schlagwort der neueren Didaktik. Dennoch würde ein strenger Stilübungsmeister *competere alicui* in diesem Sinn von „es kommt jemandem zu“ bzw. „jemand ist dafür kompetent“ kaum durchgehen lassen (und *convenit* oder *decet* verlangen); aber da schon der hl. Benedikt in seiner Regel (25) den Ausdruck so gebraucht, muss er für Benedikt XVI. unanständig sein. – Im Übrigen hat dieser Satz in seiner Nüchternheit und Präzision einen eigentümlichen Reiz.

(22) *ex toto corde*: ist wiederum neu-europäisch: „von ganzem Herzen“, „*de tout mon cœur*“ usw., und immerhin findet es sich so auch in der katholischen Bußformel: *ex toto corde paenitet me omnium meorum peccatorum* – ist also nicht zu beanstanden. *Ex corde* hat auch schon AUGUSTIN. Der Römer sprach hier aber nicht vom Herzen, sondern wieder vom *animus*: *ex animo, ex animi sententia*.

(23) *defectibus*: gemeint „Schwächen“; legt sich von den modernen Sprachen her nahe, aber zumindest in klassischem Latein gebraucht man *defectus* in diesem Sinn nur im Singular und meist mit einer Genitivbestimmung, z. B. *stomachi defectus* („Magenschwäche“). Hier wäre wohl ein Doppelausdruck wie *erroribus et peccatis* angemessen gewesen.

(24) *confidimus*: Tadelloses Latein wäre *curae Christi confido*, „ich vertraue auf die Fürsorge Christi“, nie aber kann im Dativ bei *confidere* (wie hier) das Objekt eines „Anvertrauens“ stehen. Richtig wäre gewesen: *Ecclesiam curae Christi committimus (permittimus, credimus)*.

(25) *Quod ad me attinet*: korrekt, aber schwerfällig. Ich würde *Equidem* vorschlagen.

(26) *in futuro* (falls nicht Druckfehler für *in futura* zu *vita*): „in Zukunft“. Im Lateinischen verbindet man *in* hier mit dem Akkusativ: *in futurum, in posterum* oder einfach *posthac*.

(27) *orationi*: Seit TERTULLIAN ist *oratio* christliches Latein für „Gebet“, und sogar *ars oratoria* kann die Kunst des Betens sein. Klassisch-heidnisch wäre vielleicht gewesen *vita piis precibus dedicata*. Dies ist ein Fall, wo der Gegensatz zwischen klassischem und kirchlichem Latein etwas

schmerzlich ist. Aber zum Glück kommt das nur selten vor.

Offizielle Übersetzung:

Liebe Mitbrüder!

Ich habe euch zu diesem Konsistorium nicht nur wegen drei Heiligsprechungen zusammengerufen, sondern auch um euch eine Entscheidung von großer Wichtigkeit für das Leben der Kirche mitzuteilen. Nachdem ich wiederholt mein Gewissen vor Gott geprüft habe, bin ich zur Gewißheit gelangt, daß meine Kräfte infolge des vorgerückten Alters nicht mehr geeignet sind, um in angemessener Weise den Petrusdienst auszuüben. Ich bin mir sehr bewußt, daß dieser Dienst wegen seines geistlichen Wesens nicht nur durch Taten und Worte ausgeübt werden darf, sondern nicht weniger durch Leiden und durch Gebet. Aber die Welt, die sich so schnell verändert, wird heute durch Fragen, die für das Leben des Glaubens von großer Bedeutung sind, hin- und hergeworfen. Um trotzdem das Schifflein Petri zu steuern und das Evangelium zu verkünden, ist sowohl die Kraft des Köpers als auch die Kraft des Geistes notwendig, eine Kraft, die in den vergangenen Monaten in mir derart abgenommen hat, daß ich mein Unvermögen erkennen muß, den mir anvertrauten Dienst weiter gut auszuführen. Im Bewußtsein des Ernstes dieses Aktes erkläre ich daher mit voller Freiheit, auf das Amt des Bischofs von Rom, des Nachfolgers Petri, das mir durch die Hand der Kardinäle am 19. April 2005 anvertraut wurde, zu verzichten, so daß ab dem 28. Februar 2013, um 20.00 Uhr, der Bischofssitz von Rom, der Stuhl des heiligen Petrus, vakant sein wird und von denen, in deren Zuständigkeit es fällt, das Konklave zur Wahl des neuen Papstes zusammengerufen werden muß.

Liebe Mitbrüder, ich danke euch von ganzem Herzen für alle Liebe und Arbeit, womit ihr mit mir die Last meines Amtes getragen habt, und ich bitte euch um Verzeihung für alle meine Fehler. Nun wollen wir die Heilige Kirche der Sorge des höchsten Hirten, unseres Herrn Jesus Christus, anempfehlen. Und bitten wir seine heilige Mutter Maria, damit sie den Kardinälen bei der Wahl des neuen Papstes mit ihrer mütterlichen Güte beistehe. Was mich selbst betrifft, so möchte

ich auch in Zukunft der Heiligen Kirche Gottes mit ganzem Herzen durch ein Leben im Gebet dienen.

Aus dem Vatikan, 10. Februar 2013

Versuch einer Stilübungsversion:

Ad hoc Consistorium vos, fratres carissimi, non solum propter tres consecrationes convocavi, sed etiam ut vobis consilium aliquod meum, quod Ecclesiae non parum interest, aperiam. Nam factis meis tacitisque cogitationibus coram Deo diligentissime perpensis intellexi et pro certo cognovi vires meas ingravescente aetate non iam aptas esse ad munus Petri recte administrandum.

Non equidem ignoro hoc munus, si spirituali sensu intellegas, tam in orando et patiando quam in agendo et loquendo positum esse. Attamen hoc nostro tempore, quo omnia rapidis motibus perturbari Christianorumque animi maximum in discrimen venire solent, ad navem Sancti Petri gubernandam et Evangelium praedicandum etiam vigor quidam corporis et animi necessarius est. Qui sane praeteritis mensibus in me tantopere defecit, ut me nunc quidem non iam satis idoneum, qui hoc officium expleam, confiteri cogar. Quapropter, quamvis pondus huius facti non ignorem, libere sponte mea declaro me ministerio Episcopi

Romani, Successoris Sancti Petri mihi per manus Cardinalium die 19 Aprilis MMV commissio ita renuntiare ut inde a die 28 februarii MMXIII, hora 20, sedes Romana, sedes Sancti Petri vacet et Conclave ad eligendum Summum Pontificem ab eis quorum id munus est convocandum sit.

E toto animo, fratres carissimi, gratias ago vobis quod tam amice tamque studiose onus ministerii mei mecum sustulistis veniamque peto pro omnibus quae erravi et peccavi. Nunc autem Sanctam Dei Ecclesiam curae Summi eius Pastoris, Domini nostri Iesu Christi permittimus sanctamque eius Matrem Mariam imploramus, ut patribus Cardinalibus in eligendo novo Summo Pontifice pro materna bonitate sua auxilium ferat. Mihi quidem etiam in futurum Sanctae Ecclesiae Dei piis precibus, quibus vitam dedicabo, toto ex animo servire propositum est.

Ex Aedibus Vaticanis, die 10 mensis februarii MMXIII

WILFRIED STROH, München

Der hier abgedruckte Text ist im Internet aufrufbar unter: <http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.papst-fehlbar-latein-professor-verbessert-benedikts-ruecktrittserklaerung.9686bd7c-e74e-468e-a2a6-4bcc56530ebf.html>

Personalien

Peter Petersen zum 70. Geburtstag

PETER PETERSEN, Studiendirektor i.R., feierte Ende 2012 seinen 70. Geburtstag. Sein auch noch nach der Pensionierung ungebrochenes Engagement für eine zeitgemäße Vermittlung der Antike verdient eine nachträgliche Würdigung. Petersen gehörte in der Krise des altsprachlichen Unterrichts in den 70er Jahren zum Kreis der sog. Jungen Wilden, denen u. a. auch HANS-JOACHIM GLÜCKLICH, RAINER NICKEL, EDITH SCHIROK, ANDREAS FRITSCH, UDO FRINGS und der schon etwas ältere JOACHIM KLOWSKI angehörten. Wir haben damals mit Respekt zu den tüchtigen Protagonisten im Vorstand des DAV aufgeschaut, die dem Reformier und Intimfeind der Alten

Sprachen SAUL B. ROBINSOHN bei einem Zusammentreffen in Berlin mutig die Stirn boten und ihm das Zugeständnis abtrotzten, dass die Alten Sprachen – allerdings in der neuen Ausrichtung nach den Kriterien und Kategorien der Curriculum-Theorie – ihre Fortexistenz im Gymnasium beanspruchen dürfen. Damals entstand die heute schon legendäre „Lernziel-Matrix des DAV“, die wir in der Folgezeit als noch relativ junge Philologen durch Wort, Schrift und Tat in die Praxis des Unterrichts umzusetzen versuchten. Glücklicherweise waren fast alle als Landesvorsitzende zugleich Mitgestalter der Lehrpläne ihrer Bundesländer und als deren Vertreter in die sog.

Normenbuch-Kommission zur Erstellung „Einheitlicher Rahmenrichtlinien für die Abiturprüfung in Latein und Griechisch“ berufen.

Hier spielte Peter Petersen, als Vorsitzender des LV Schleswig-Holstein, eine herausragende Rolle, da er sich als einer der Ersten in die didaktischen Bezugsdisziplinen eingearbeitet hatte und so zur Erarbeitung der theoretischen Grundlagen für diese schwierige Aufgabe viel beisteuern konnte. Zusammen mit JENS GODBER HANSEN schuf er die an der o. g. Lernziel-Matrix orientierte „Matrix zur Aufgabenkonstruktion und Leistungsmessung“ (Anregung 23, 1977, 386-394), die zur Gestaltung der „Interpretationsaufgabe“ („Zusatzaufgabe“) in der Abiturprüfung ein akzeptables Rahmenkonzept darstellte. Dass sich auf der neugeschaffenen Basis in der Folge die von H.-J. Glücklich mit Recht so bezeichnete „Einheit des Lateinunterrichts“ in den Bundesländern einstellte, war auch mit ein Verdienst Petersens. Seine zahllosen, auf eigener Praxisarbeit gründenden Vorträge und Aufsätze halfen dazu ebenso mit wie die von ihm organisierten Veranstaltungen zur Lehrerfortbildung. Seine pädagogisch-didaktischen Erfahrungen und Kenntnisse brachte er in den Kommissionen des DAV ein; er vermittelte sie als Lehrbeauftragter für Didaktik des Lateinischen an der Universität Kiel den Studierenden. Damals (1977) entstand auch in der von R. Nickel herausgegebenen Reihe FRUCTUS seine Lektüreausgabe „Römischer Prinzipat. Der Tatenbericht des Augustus“, eine erstmalige und sehr gelungene Aufbereitung dieses monumentalen Textes für den Unterricht. 1980 erschien die von ihm zusammen mit Glücklich und Nickel verfasste „Neue Lateinische Textgrammatik“, die innovative Wege im Umgang mit den klassischen Texten erschloss. Seinem steigenden Renommee und Wissen in Theorie und Praxis verdankte er

1995 auch die Aufnahme in das Autorenteam des lateinischen Sprachlehrwerks CURSUS.

Unter dem Vorsitz von Peter Petersen gewann der Landesverband Schleswig-Holstein in den anderen Bundesländern ein hohes Ansehen, bedingt auch durch das gediegene (heute leider eingestellte) „Mitteilungsblatt“ des LV sowie durch die seinerzeit weithin bekannte alljährliche „Sankelmark-Tagung“, zu der, obwohl sie an der Grenze zu Dänemark stattfand, aus allen anderen Bundesländern namhafte Referenten gerne anreisten. Schon zu Dienstzeiten wirkte Petersen *extra muros* als Vermittler des antiken Erbes als verantwortliches Mitglied der „Freunde der Antike“ in Kiel. Der Ruhestand bremste sein geradezu ruheloses Engagement für die Welt der Antike keineswegs. Mit Eifer und einer Fülle von neu erarbeiteten Materialien führt er Jahr für Jahr einen ansehnlichen Kreis von Senioren in die lateinische Literatur und deren Wirkungsgeschichte ein, hält auch Vorträge über antike Bau- und Kunstdenkmäler und macht – worin er selbst nun seine Kernaufgabe sieht – als Reiseführer nach Rom und Sizilien seine „Nordländer“ zu begeisterten Anhänger der römischen Kultur im Süden Europas.

Wer wie ich mit Petersen auf allen Gebieten eng zusammenarbeiten durfte, weiß nicht nur sein umfassendes Wissen und seinen engagierten Einsatz für die Antike zu schätzen, er ist auch von seiner freundlichen, niemals aggressiven, hilfsbereiten Art der Begegnung tief beeindruckt. Für all diese Leistungen und Verdienste möchte ich dem Kollegen und Freund zu seinem Jubiläum verbunden mit den herzlichsten Glückwünschen den gebührenden Dank aussprechen – persönlich und als Ehrenvorsitzender im Namen unseres Verbandes.

FRIEDRICH MAIER, München/Puchheim

Werner Suerbaum zum 80. Geburtstag

Am 14. Juli 2013 begeht Prof. Dr. WERNER SUERBAUM seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar zählt zur Garde jener Professoren, denen die Vermittlung der Antike auch an die Menschen *extra muros Universitatis* am Herzen liegt. Deshalb verdient seine Leistung auch von Seiten des Verbandes eine angemessene Würdigung. Schon die Schwerpunkte seiner Forschung signalisieren sein Anliegen: CICERO, VERGIL und TACITUS, also Autoren, die in der Schullektüre eine große Rolle spielen. Für die beiden letzteren hat er umfassende Bibliographien verfasst. Der 1. Band des Handbuchs der lateinischen Literatur der Antike „Die Archaische Literatur“ (C. H. Beck, 2002), in deren Mittelpunkt Epik und Historiographie stehen, ist von ihm herausgegeben worden. Seine zahlreichen Aufsätze – meist zu eben diesen Literaturgattungen – sind 1993 gesammelt als Festausgabe dem Sexagenario unter dem sprechenden Titel „In Klios und Kalliopes Diensten“ (478 S.) im C. C. Buchners Verlag Bamberg erschienen. CICERO steht schon in Suerbaums Dissertation „Vom antiken zum frühmittelalterlichen Staatsbegriff“ (Aschendorff 1970) im Zentrum seines Interesses. Zuletzt beschäftigte er sich mit der systematischen Erschließung der Buchillustrationen des 16.-19 Jh. von VERGILS *Aeneis*. Den wissenschaftlichen Beitrag des Jubilars zur Erforschung der römischen Literatur angemessen einzuordnen steht freilich den Fachspezialisten zu.

Was aber verdankt Latein als Unterrichtsfach dem Jubilar? Nicht wenig. Schon von Anfang an – Werner Suerbaum hatte von 1970 bis 2001 den Lehrstuhl für Latinistik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München inne – nahm er engagiert an der Diskussion um eine fachgerechte Präsentation der lateinischen Autoren in der von der sog. Curricularen Wende erfassten Schule teil. Suerbaum trat hier als einer der Ersten als Warner auf. Etwa davor, dass in der Ausdifferenzierung der Fachinhalte in bloße Lernziele die Werke der Autoren als hochwertige literarische Gegenstände verschwänden, auf solche Weise dem Latein ein Stück seiner Identität verloren ginge. Er zeigte dies am Falle von CICEROS *De re publica* überzeugend auf. Mit Erfolg; denn die Lehrplanverfasser nahmen seine in Schrift und

Rede vorgetragenen Einwände ernst. Werner Suerbaums Hauptverdienst gewiss ist, dass er seinem Fach auch den Weg zur Rezeptionsforschung eröffnet hat, mit nachhaltigen Wirkungen auch für den Schulunterricht. Sein Aufsatz „Ein neuer Aeneis-Zyklus: darkness visible“, der BARY MOSERS Aeneis-Illustrationen (1981) als Dokument einer neuen Interpretation von Vergils Epos unter dem Motto der „Zwei-Stimmen-Theorie“ zu erklären versuchte, hat geradezu Modellcharakter erhalten. In den damals entstehenden Lehrplänen hat das Lernziel, die originalen Texte auch aus dem Blickwinkel ihrer vielfältigen Rezeption zu betrachten, seitdem einen festen Platz erhalten. Suerbaum hat dafür auch in seinen vielen Vorträgen auf Fortbildungsveranstaltungen oder bei Kongressen des DAV (hier mehrmals mit eigenen Ausstellungen von groß angelegten Rezeptionsreihen) eine Lanze gebrochen.

Zum unverwechselbaren Profil des Jubilars gehörte auch sein Respekt gegenüber der Arbeit der Fachdidaktik, für deren universitäre Anerkennung er sich nachdrücklich einsetzte. Er schätzte immer auch deren Vertreter – dies sicherlich auch mit ein Zeichen seiner fairen Kollegialität und Menschlichkeit, die ich bei meiner Arbeit an derselben Universität über zwei Jahrzehnte lang zu schätzen lernte. Wo immer es möglich war, bot Suerbaum seine Hilfe, seinen Rat an. Heute ist der Jubilar zu einem großen Wanderer und Reisenden an die Kulturzentren der Welt geworden. Davon zeugen die Erinnerungsfotos, die von ihm, unterlegt mit thematisch darauf abgestimmten Gedichten von allen möglichen Autorinnen und Autoren, jedes Jahr zu einem ganz spezifischen Jahreskalender zusammenfügt werden. Seine Freunde erhalten diese regelmäßig kurz vor Weihnachten – ein Kunstwerk, das sich gewiss alle Beschenkten gerne als Begleiter durch das Jahr an einem repräsentativen Platz aufhängen.

Für all dies gebührt Werner Suerbaum Dank und Anerkennung. Zu seinem großen Jubiläumstag darf ich ihm persönlich und im Namen des Deutschen Altphilologenverbandes die herzlichsten Glückwünsche aussprechen.

FRIEDRICH MAIER, Puchheim bei München

A. Fachwissenschaft

Seit der Antike gehört die Seelendefinition aus De anima 2, 412b5 zu den am meisten diskutierten Sätzen des ARISTOTELES: εἰ δὴ τι κοινὸν ἐπὶ πάσης ψυχῆς δεῖ λέγειν, εἴη ἂν ἐντελέχεια ἢ πρώτη σώματος φυσικοῦ ὀργανικοῦ. Es ist für einen Nicht-Experten gewagt, sich eine Übersetzung anzumaßen, dennoch sei sie der Bequemlichkeit des Lesers halber versucht: „Wenn man also etwas sagen sollte, was der Seele insgesamt gemein ist, so dürfte sie wohl die erste Entelechie eines physischen, organischen Körpers sein.“ Freilich drückt sich diese Übersetzung um die entscheidenden Begriffe herum. Das erste große Rätsel in der Definition ist der Begriff der ἐντελέχεια. Jedes einzelne deutsche Wort, mit dem man diese aristotelische Wortschöpfung übersetzt, trifft nicht die gesamte Bandbreite ihrer Bedeutungen. Die zweite Frage, die schon antike Kommentatoren umtrieb, ist, was genau unter einem σῶμα ὀργανικόν zu verstehen wäre: ein Körper, der aus Organen besteht oder ein Körper, der (für die Seele) ein Werkzeug ist? ABRAHAM P. BOS („Aristotle’s Definition of the Soul: Why was it Misunderstood for Centuries? The Dubious Lines anim. II 1,412b1-4“) zeichnet im **Museum Helveticum 69 (2012)** 140-155 die Interpretationsgeschichte nach und entscheidet sich für die letztgenannte Variante. Im gleichen Heft wird auch ein *locus vexatus* der lateinischen Literatur gründlich von Neuem diskutiert: die Verse 6-9 des GALLUSfragmentes auf dem Qaṣr Ibrîm-Papyrus (PAOLA GAGLIARDI, „Carmina domina digna: Riflessioni sul ruolo della domina nel papiro di Gallo“, 156-176):

]. . . . tandem fecerunt c[ar]mina Musae
 quae possem domina deicere digna mea.
]. atur idem tibi, non ego, Visce,
]. l. Kato, iudice te vereor.

Der Aufsatz weist – unter gründlicher Berücksichtigung der Forschungsgeschichte – nach, dass die Kernbegriffe der Verse 6 und 9 nicht auf die *domina* abfärben, diese also weder als Muse noch als Richterin aufzufassen ist. ERWIN SONDEREGGER überdenkt die „Funktion des Personenwech-

sels im Gorgias“ (129-139). PAUL MURGATROYD („Entertaining Arethusa“, 177-189) betont die humoristische Komponente in Ovids Erzählung von Alpheus und Arethusa (met. 5, 572-641).

Im **Philologus 156 (2012), Heft 2**, beleuchtet ANDREW HARTWIG die Gewohnheit des ARISTOPHANES und anderer Vetreter der Alten Komödie, in ihren Stücken Mitbewerber bei den Städtischen Dionysien und Lenäen namentlich zu schmähen („Comic Rivalry and the Number of Comic Poets at the Lenaia of 405 B.C.“, 195-206). GERARD BOTER weist nach, dass das historische Präsens in der griechischen Tragödie entgegen der vorherrschenden Meinung nicht nur für zeitlich begrenzte Ereignisse, sondern auch auf dauerhafte Zustände verwendet wurde („The Historical Present of Atelic and Durative Verbs in Greek Tragedy“, 207-233). CARLO MARIA LUCARINI („Per la Storia del Testo di Plauto nell’ Antichità“, 260-291) bietet einige Ergänzungen zu der bekannten Monographie MARCUS DEUFERTS zur Textgeschichte des Plautus. CHRISTOPH PIEPER argumentiert für eine subversive Lesart der ovidischen *Fasti* und dafür, in der Tieropferpartie 1,335-456 eine „Reflexion auf ein entartetes Rechtssystem“ und „als implizite Kritik von Augustus’ Willkürherrschaft“ zu lesen („Willkürliche Rechtssprechung. Ovids verhüllte Augustuskritik in der Tieropfer-Passage der *Fasti* (1, 349-456)“, 292-309). BENEDIKT SIMONS untersucht das Bildprogramm des Trevibrunnens auf seine antiken literarischen Vorbilder („Der Trevibrunnen, Statius und Homer. Das Modell Nicola Salvis und die Bauten Clemens’ XII.“, 328-345).

Im **3. und 4. Heft des Rheinischen Museums 155 (2012)** argumentiert ERNST HEITSCH („Zum Alkibiades I“, 234-244) aufgrund der genauen Analyse zweier Dialogpartien gegen die Zuschreibung des Werkes unter die echten platonischen Schriften. STEPHANOS MATTHAIOS („Zwischen ἐμπειρία und τέχνη. Textinterpretation und grammatische Argumentation bei den alexandrinischen Philologen“, 254-290) untersucht v. a. anhand von ARISTARCH die Frage, ob sich die Tätigkeit der antiken Grammatiker mit dem Begriffspaar ‚empirisch vs. systematisch‘ adäquat

beschreiben lässt. PETER GROSSARDT ordnet die Variation des Troja-Mythos in den petronischen *Satyrical* in den Kontext der kaiserzeitlichen Homerrezeption ein und kommt über seine Untersuchung zu einer Bestätigung der Datierung in die neronische Zeit („Der Trojanische Krieg in der Darstellung des Trimalchio (Petron, Sat. 59,4-5)“, 310-363).

Die **Grazer Beiträge 28 (2011)** werden von einem weit ausgreifenden Beitrag WOLFGANG SPEYERS eröffnet („Zeit und Ewigkeit in den antiken Religionen und in der ältesten Reflexion“, 1-38). Nicht weniger ehrgeizig ist LAURA GIANVITTORIOS Studie „Erzählung als rhetorische Handlung. Klassische Antike und Poststrukturalismus“ (60-84), in der theoretisch begründet werden soll, auf welche Weise die Erzählung (*narratio*) als Überzeugungsmittel wirkt. SUSANNE DAUB stellt ein hübsches mittellateinisches Gedicht vor, in dem berühmte antike Verse (z. B. *Iam nova progenies caelo demittitur alto; Casta fave Lucina, tuus iam regnat Apollo*) aus OVID, VERGIL und LUCAN in ein poetisches Lob eines Pariser Professors eingebaut wurden – von seinen Studenten. Was in Vergils Eklogen die sehr gezielt eingesetzten Pflanzen und Tiere des Waldes sind, das sind in den Fischer-eklogen SANNAZAROS die Flora und Fauna des Meeres. KLAUS FETKENHEUER („Meeresattribute in Sannazaros Eklogen. Funktion und klassischer Hintergrund“, 97-119) untersucht diesen wichtigen Parameter in der Dichtung des erfolgreichen neapolitanischen Vergil-Aemulators. FLORIAN SCHAFFENRATH bietet Einleitung und Edition eines in der Nachfolge Sannazaros entstandenen Gedichts *De partu virginis* (1744) des aus Trient stammenden Geistlichen KARL JOSEPH PRUNER (160-233), dazu einen Similienapparat und ein Namenregister.

Im ersten Heft des neuesten Jahrgangs der Zeitschrift **Classical Philology (108, 2013)** interpretiert VICTORIA RIMELL einen auch als Schullektüre beliebten SENECA-Brief, nämlich *epist.* 86 über SCIPIOS Villa als Ausdruck archaischer Bescheidenheit. Ihre sehr moderne (konservative Leser würden vielleicht sagen: modernistische) Lektüre betont die von Seneca beschriebene Körperlichkeit alter und neuer Römer wie auch des Hauses selbst und sieht darin den kaum unterdrückten Versuch eines frustrierten stoischen

proficiens nach sinnlicher Erfahrung („The Best a Man can get: Grooming Scipio in Seneca Epistle 86“, 20).

In den beiden letzten Faszikeln des **Hermes 140 (2012)** findet sich zunächst ein Überblicksartikel über den attischen Redner und Politiker HYPEREIDES (JAN BERNHARDT, „Rhetorische Strategie und politischer Standpunkt bei Hypereides“, 263-283). PAOLA GAGLIARDI („I due Volti dell’Orfeo di Virgilio“, 284-309) versucht, sich über das Orpheus-Epyllion im 4. Buch der *Georgica* den nach dem Zeugnis des SERVIUS dort ursprünglich verorteten *Laudes Galli* zu nähern. RIEMER FABER untersucht kontextualisiert die älteste Ekphrasis der lateinischen Literatur, NAEVIUS *Bellum Punicum* Fr. 8 („The Ekphrasis in Naevius’ *Bellum Punicum* and Hellenistic Literary Aesthetics“, 417-426). CLAUDIA KLODT gibt eine Einführung in den SABINUS zugeschriebenen Antwortbrief auf *Ov. epist.* 5 („Wann schreibt Paris an Oenone?“, 427-447).

Auch das **Neulateinische Jahrbuch 14 (2012)** hat wieder einige interessante Studien zu bieten. GIOVANNI GIOVIANO PONTANO gilt als einer der bedeutendsten lateinischen Dichter der Renaissance. Bekannt ist er ferner als Historiograph seiner Wirkungsstätte Neapel. Doch ist er auch als Verfasser philosophischer und literatur- und sprachtheoretischer Schriften hervorgetreten. In *De sermone* betont er die Bedeutung geistreicher und witziger Sprachbeherrschung als Grundlage für Manieren und Charakterbildung der italienischen Eliten. FLORENCE BISTAGNE („Les lectures médiévales de Giovanni Pontano“, 5-25) identifiziert in diesem auf den ersten Blick rein klassizistisch und renaissancehumanistisch scheinenden Buch zahlreiche Reminiszenzen an mittelalterliche Autoren. JOACHIM HARST erläutert in seinem Beitrag „Alter deus. Zur Figur des Göttlichen in Scaligers *Poetices libri*“ (147-165) zentrale Begriffe der Poetik und Kunsttheorie der Renaissance. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der CATULL-Rezeption in der Renaissance: DAVID MARSH („Albertino Mussato’s Erotic Poems“, 221-232) stellt die explizit erotische Dichtung eines prominenten Paduaner Frühhumanisten vor, ROLAND SAUER „Die Catull-Parodien des Paulus Schedius Melissus“ (241-280).

FELIX MUNDT

B. Fachdidaktik

„Literarische Räume“ lautet der Titel von **Heft 6/2012 des Altsprachlichen Unterrichts**. Weshalb die AU-Redaktion sich in unregelmäßigen Abständen immer wieder auf solche Themenformulierungen einlässt, ist für den Rezensenten nicht nachvollziehbar. Ob „Kulturelle Erinnerung“ (1/2003) oder „Hinter den Texten“ (3/2011) – jedes dieser Hefte tut sich schwer mit seinem Titel. Auch diese Ausgabe wirkt in der Zusammenstellung der Beiträge ein wenig beliebig, zumal CHRISTIAN STOFFEL in seinem ausführlichen und sehr gelehrten Basisartikel eine prägnante Beschreibung dessen, was einen literarischen Raum definiert und wie man damit im Unterricht umgeht, weniger gelingt als der Heftmoderatorin MICHAELA TAUFFENBACH in ihrer nur zweiseitigen Einleitung. Fast ärgerlich fand ich die abschließende Übersicht des Basisartikels („Grundfragen zum literarischen Raum für den Unterricht“), in der mit abgehobenen Fachbegriffen so großzügig umgegangen wird, dass die Zusammenstellung gerade für den Unterricht in dieser Form wenig brauchbar ist. Sehr gelungen scheinen mir hingegen die beiden Praxisbeispiele für den Griechischunterricht: STEPHAN FLAUCHER lässt seine Schüler „Spielräume“ in Homers Odyssee“ untersuchen, damit sinnfälliger wird, wie räumliche Symbolik die Beschreibung von Situationen oder Charakteren unterstützen kann; als Beispiele dienen die Episoden auf der Insel Ogygia, auf der Insel des Kyklopen sowie der Weg ins Totenreich und die Szene, in der Penelope ihren zurückgekehrten Gatten wiedererkennt. KARL-HEINZ NIEMANN verfolgt ein ähnliches Ziel wie STEPHAN FLAUCHER, wenn er die Gestaltung und Funktion literarischer Räume kontrastiv an *loca amoena* und *loca horrida* erklärt; auch er beginnt mit der Beschreibung der Insel der Nymphe Kalypso, zieht zum Vergleich jedoch Auszüge aus SOPHOKLES' Tragödie „Philoktet“ und LONGOS' Roman „Daphnis und Chloe“ heran. Beide Vorschläge sind für die Kursoberstufe konzipiert. Einen ganz anderen Ansatz verfolgt RAINER NICKEL in seinem ebenfalls für die Sek. II gedachten Beitrag: Für seinen Weg durch die Rezeption des Thermopylen-Epigramms lässt er

seine Lerngruppe Texte von HERODOT, CICERO, SCHILLER und BÖLL auf ihre wechselnde räumliche Umgebung (Thermopylen, Tusculum, Spaziergang, Zeichensaal) hin analysieren und interpretieren. Ausführungen zur thematischen Anbindung der auf maximal fünf Stunden angelegten Einheit sucht man freilich vergebens. Die im Unterricht seltene Lektüre des „*Somnium Scipionis*“ verortet ANJA ZANINI im vierten Beispiel dagegen ganz klar im Philosophie-Semester und zeigt praxisorientiert verschiedene Einsatzmöglichkeiten auf. Im Kern geht es ihr darum zu zeigen, wie man durch Perspektivenwechsel seinen Horizont erweitern kann. Archäologisch geprägt ist das von TAMARA CHOITZ vorgestellte Unterrichtsarrangement: Kurz bevor Aeneas in Karthago zum ersten Mal auf Dido trifft, besichtigt er den dortigen Juno-Tempel, den Vergil in einer Ekphrasis durch die Augen des Aeneas beschreibt. Dass Wünsche und Vorstellungen dabei maßgeblich dessen Wahrnehmung der Realität beeinflussen, erkennen die Lernenden durch eine vergleichende Analyse einer ganz ähnlichen Darstellung des Kampfes um Troja auf dem Ostfries des Siphnierschatzhauses in Delphi. Das sechste und letzte Praxisbeispiel des Heftes stammt von JOSEF ZELLNER und beleuchtet – so der Untertitel – „Raumtopik zwischen Oben und Innen an der Schwelle von Mittelalter und Renaissance“. Es geht um die Besteigung des Mont Ventoux, die PETRARCA als Allegorie für sein inneres „Gipfelerlebnis“ beschreibt. Der nicht häufig in der Schule gelesene Text scheint hervorragend geeignet, den Unterschied zwischen mittelalterlichem und neuzeitlichem Denken herauszuarbeiten, ist aber inhaltlich-interpretatorisch sehr anspruchsvoll und benötigt für seine Behandlung in der 10. Klasse etwa acht Wochen des Schuljahres. Fazit zu diesem AU-Heft: Hinter der schillernden und wenig Orientierung bietenden Begrifflichkeit des Titels verbergen sich interessante Anregungen für die Praxis. Und glücklicherweise gibt es ja das von STEFAN KIPF und seinen Hilfskräften an der Humboldt-Universität zu Berlin weitergeführte Online-Register zum AU, über das man den jeweiligen, vielleicht erst Jahre später benötigten Aufsatz dann leicht wiederfinden kann ...

Das neue, sehr gelungene Erscheinungsbild von **Heft 1/2013 des Altsprachlichen Unterrichts** fällt sofort ins Auge: Nicht nur der größere, moderne und zugleich klassisch wirkende Schriftzug auf der Titelseite, sondern auch das A4-Format sind nicht zu übersehen. Letzteres sorgt im Heftinneren für eine großzügigere Verteilung der Text- und Bildelemente. Zusammen mit der serifenlosen Schrift im Fließtext, den Grautönen in den Überschriften und der klareren Seitenaufteilung entsteht ein deutlich konturiertes, frisches und dennoch sachliches Layout. Einladender als vorher ist auch das Inhaltsverzeichnis gestaltet, das sich – ebenso wie „AU extra“ und „Magazin“ – optisch durch den Einsatz grauer Unterlegungen vom restlichen Heft abhebt. Inhaltlich gibt es nur einige Änderungen im Detail: Die frühere Rubrik „Praxisbeispiele“ wurde zu „Praxis“ verkürzt, die Info-Kästen zu Beginn jedes Praxisbeitrags enthalten (endlich!) etwas genauere Angaben zu Lerngruppe und Zeitumfang, „Tipps und Termine“ sind jetzt in erweiterter und klar strukturierter Form auf einer Ganzseite am Heftende zu finden, die Aktuelles aus den Bereichen Fernsehen, Medien, Bücher und Ausstellungen enthält. Dahinter, ebenfalls sehr viel übersichtlicher, finden sich die „Einladungen zur Mitarbeit“. Großes Kompliment also an die AU-Redaktion sowie das Layout-Team KATRIN GERSTLE und MARCO SCHREINER! Die dadurch erreichte äußerliche Klarheit passt hervorragend zum Heftthema „Mathematik“. Der fachübergreifende Ansatz, der schon vor knapp einem Jahr in Heft 2/2012 zu den Naturwissenschaften zentral war, wird hier konsequent weiterverfolgt. Die Beiträge der Autorinnen und Autoren, die – vermutlich lehrplanbedingt – sämtlich in Süddeutschland, in Österreich oder der Schweiz tätig sind, bewegen sich alle auf sehr hohem Niveau: Der Basisartikel von ROBERT REISACHER ordnet zunächst die Mathematik wissenschaftlich und historisch ein und arbeitet die Bezüge zu den Alten Sprachen differenziert heraus. Die Praxis-Beiträge sind gut verteilt in der Sekundarstufe I und II verortet und nach steigendem Schwierigkeitsgrad angeordnet. Unter dem

Titel „*Computemus!*“ lässt HANS-LUDWIG OERTEL die Schüler eine Unterrichtsstunde lang wie die Römer rechnen und vermittelt bzw. wiederholt dabei *Cardinalia*, aber – falls gewünscht – auch *Multiplicativa* und *Distributiva*. Das von FLORIAN ROTH gut nachvollziehbar aufbereitete „Königsberger Brückenproblem“ stützt sich auf die lateinischen Ausführungen des großen Mathematikers LEONHARD EULER und dürfte *per se* eine große Faszination auf Lernende ausüben. Ein mittelalterliches Zahlenrätsel steht im Zentrum der von STEFAN KELLER und ROBERT REISACHER für die 9. Jahrgangsstufe entwickelten Unterrichtsstunde, während SUSANNE DÜHRKOOP und KARIN LAMPL ihre Schüler mit Auszügen aus VITRUVS *De architectura* bekannt machen, in denen es um den sogenannten „Goldenen Schnitt“ geht; dieses schon recht anspruchsvolle Unterrichtsarrangement bedient sich zur Veranschaulichung auch des „vitruvianischen Menschen“ von LEONARDO DA VINCI. Wenn man viel Glück hat, dann gelingt es, genügend Griechisch-Lerner für eine Fortsetzung des Faches in der Oberstufe zu begeistern, so dass ein Grund- oder sogar ein Leistungskurs zustande kommt. Für diese Klientel sind die beiden letzten Praxis-Beiträge ersonnen: FLORIAN KRANHOLD findet einen überzeugenden lebensweltlichen Bezug für die Behandlung des euklidischen Algorithmus zur Bestimmung des größten gemeinsamen Teilers. Und LUCIUS HARTMANN lässt Schüler auf der Grundlage von PLATONS Dialog Timaios über die „Mathematik als Grundlage unserer Welt“ (so der Titel) nachdenken. In Ergänzung zum Basisartikel stellt WALTER FREINBICHLER im AU extra „Betrachtungen zum Verhältnis Roms und des frühen Mittelalters zur Mathematik“ an – eine unerwartet spannende Darstellung! PYTHAGORAS' Leben, Werk und Nachwirken ist der letzte Beitrag im Magazin-Teil des Heftes gewidmet; WOLFGANG J. PIETSCH findet dabei auch im Geburtsort des griechischen Philosophen auf Samos interessante Spuren und schlägt damit den Bogen zum Titelbild, das die dort errichtete Skulptur des griechisch-amerikanischen Künstlers NIKOLAOS IKÁRIS zeigt.

MARTIN SCHMALISCH

Das **Heft 119, 5, 2012** der Zeitschrift **Gymnasium** enthält folgende Beiträge: E.-R. SCHWINGE: „Hesiods Geschichte von den Menschengeschlechtern (Erg. 106-201)“, 425-448. Abstract: Der Menschengeschlechtermythos HESIODS hat seit dem früheren 19. Jahrhundert die verschiedensten Deutungen erfahren. Hier wird versucht, dem Verständnis dadurch eine festere Ausgangsbasis zu sichern, dass strikt nach der Funktion der Geschichte innerhalb des Ablaufs des Gesamtgedichts der Erga gefragt wird. - N. HOLZBERG: „Der ‚Böse‘ und die Augusteer. Cacus bei Livius, Vergil, Properz und Ovid“, 449-462: Vier Autoren, die unter AUGUSTUS schrieben, brachten den Mythos vom Raub der Rinder des Hercules durch Cacus und dessen Tötung durch den Helden auf dem Boden des späteren Rom in ihren literarischen Diskurs ein: LIVIUS (1,74-7), VERGIL (Aen. 8,190-267), PROPERZ (4,9,1-20) und OVID (Fast. 1,543-578). Der Textvergleich konzentriert sich auf die für den jeweiligen Autor und die von ihm gewählte Gattung typische Darstellungsweise sowie sein Verhältnis zum *Princeps*. - R. HOFFMANN: „Griechische und lateinische Komplementsätze, sprachtypologisch betrachtet“, 463-490: Anknüpfend an einen programmatischen Beitrag über Latein und Griechisch im Horizont moderner Sprachtypologie (Gymnasium 117, 2010, 231-254) versucht der vorliegende Aufsatz, an einem zentralen Parameter beider Sprachen, den Komplementsätzen, aufzuzeigen, was typologischer Vergleich konkret bedeutet. Nach einer Einleitung (1), die u. a. einen funktional-typologischen Ansatz vorstellt, werden in Teil 2 die Komplementsätze im Griechischen und Lateinischen nach ihrer Morphosyntax, Syntax und Semantik beschrieben und untereinander verglichen. In Teil 3 werden diese beiden Systeme einer Stichprobe von 15 weltweit ausgewählten Sprachen anhand typologischer Kriterien gegenübergestellt. Auf diese Weise können auch Einsichten über die Komplementsätze beider antiker Sprachen gewonnen werden, die bei rein kontrastiv-einzelsprachlicher Analyse nicht möglich wären. - Beiträge in **Heft 119/6** (2012): M. HERMANN: „Die Wahrscheinlichkeit als Argumentationsmittel in Ciceros Rede Pro Quinctio“, 523-542: Der Einsatz von Wahrschein-

lichkeitsargumenten ist in der Theorie und Praxis der griechischen und römischen Rhetorik spätestens seit PLATON und ARISTOTELES ein bedeutender Gegenstand. In dem Beitrag wird anhand eines Fallbeispiels die Korrelation zwischen rhetorischer Theorie und praktischem Einsatz von Wahrscheinlichkeitsargumentationen im Werk des jungen CICERO eingehend analysiert. Die auf Ciceros Schrift *De inventione* zurückgehende Einteilung des *probabile* wird vorgestellt und mit den Befunden aus der zeitnahen Zivilprozessrede *Pro Quinctio* in Beziehung gesetzt. Die Interpretation der fragmentarisch überlieferten schriftlichen Ausarbeitung dieser Rede kann den Nachweis erbringen, dass Cicero eine ganze Reihe der einschlägigen Typen des *probabile* situations- und adressatenspezifisch einsetzt. Die Verwendung dieses Mittels dient in persuasionsanalytischer Sicht auch als Indikator für Schwachstellen und Lücken in der von Cicero vertretenen Sache. - U. SCHMITZER: „Von der Muse verführt. Gefährdete und gescheiterte Künstlerkarrieren in der Antike“, 543-569: Konnte NERO wirklich nur wie PETER USTINOV singen? Stürzte sich AUGUSTUS’ „Aias“ mit Recht in den Schwamm statt das Schwert? Ist PETRONS mit Steinwürfen bedachter Dichter Eumolpius letztlich ein parodistischer Wiedergänger des LUKAN? Sind OVIDS Arachne und Pygmalion ideale oder gescheiterte Künstler? Diese Beispiele zeigen: Die antike Literatur bietet reichlich Stoff, um in ernsthafter und weniger seriöser Weise über die Gefährdungen nachzudenken, denen ein Künstler bei seinem Streben nach Ruhm und Anerkennung ausgesetzt war – ein Korrektiv zu den Erfolgsgeschichten, die wir in Literatur- und Kunstgeschichte gerne schreiben. - B. SIMONS: „Cassius Dio und die Katastrophen von 9 n. Chr. und 53 v. Chr.“, 571-596: Eine der bekanntesten Passagen aus dem 80-bändigen Werk CASSIUS DIOS über die römische Geschichte ist seine Darstellung der *clades Variana* (56,18-24). Diese Passage wird im vorliegenden Beitrag nicht einmal mehr im Hinblick auf die möglichen Quellen oder den historischen Wert untersucht, sondern hinsichtlich der Zielsetzung des Autors. Durch Verweise Cassius Dios selbst gerät seine Darstellung der *clades Crassiana* im 40. Buch (12-30) in den Blick. Der Vergleich zeigt nicht

nur die Parallelen in der Gesamtstruktur der Darstellung beider Katastrophen, sondern auch in der Zeichnung der verantwortlichen Kommandanten, der Topographie und der Bedeutung der beiden Flüsse, des Rheins und des Euphrats, als Grenzen des Imperiums. Cassius Dio scheint auf die Gefahren hinzuweisen, die an beiden Grenzen zu unterschiedlichen Zeiten jeweils, zu seiner Zeit jedoch gleichzeitig drohten, und eine eher defensive Politik anmahnen zu wollen.

Anzukündigen ist eine fachdidaktische Dissertation zu Antike und Internet, die online publiziert wurde, also bequem (sie umfasst gut 7 MB) auch außerhalb von Bibliotheken abgerufen werden kann: <http://edoc.ub.uni-muenchen.de/15133/> – TILMAN BECHTHOLD-HENGELHAUPT (2012): „Antikerezeption im Internet“. Dissertation, LMU München, 2012, Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften. Diese Dissertation untersucht, wie das Wissen über die Antike im Medium Internet erscheint. Zunächst wird mit Rekurs auf die konstruktivistische Systemtheorie ein Theorierahmen skizziert; ferner werden einige zentrale Merkmale des Internet dargestellt. Ein Forschungsbericht versucht, die Diskussionen über die Antike-Rezeption im Internet zu bündeln. Die Einzeluntersuchungen legen ihren Schwerpunkt auf die Online-Bibliotheken der lateinischen Literatur, auf die Online-Lexika, zuvörderst die Wikipedia, aber es kommen auch neuartige Medienformate wie Online-Grammatiken zur Sprache. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Untersuchung bestimmter sozialer Systeme und ihrer spezifischen Rezeption der Antike: Hier kommen die Wissenschaft, die Schule, die politischen Internetseiten, die Massenmedien und die Internetkunst zur Sprache. Schließlich wird am Beispiel einer Internetrecherche zu Ciceros philosophischen Schriften ein abschließender Überblick über die Möglichkeiten gesucht, aus dem Internet Wissen über die Antike zu gewinnen.

Die **Ausgabe 2/2012** der **Pegasus-Onlinezeitschrift** – <http://www.pegasus-onlinezeitschrift.de/> – enthält folgende Beiträge: A. FRITSCH, „Zur Seneca-Lektüre im Lateinunterricht – ein Überblick“, 1-24, ferner: Anhang zu „Zur Seneca-Lektüre im Lateinunterricht“: Ausführliche Literatu-

angaben, 25-37. Abstract: Der Artikel behandelt die Verwendung von SENECA als Schulautor aus früherer sowie aktueller fachdidaktischer Sicht. Er liefert neben einem Abriss über Leben und Werk des Philosophen auch die Gegenüberstellung zweier Schulausgaben der *Epistulae morales*, einer anspruchsvollen, sehr systematisch aufgebauten Autoren- und Werklektüre von GREGOR MAURACH aus dem Jahre 1987 sowie einer an den modernen fachdidaktischen Forderungen orientierten und schülerfreundlichen Ausgabe von CHRISTIAN ZITZL aus dem Jahre 2009. – R. LAMP, Thomas: „Frowyk, † 17.2.1448, und Ehefrau Elizabeth South Mimms, Middlesex (jetzt Hertfordshire)“, 38-64. R. Lamp beschreibt in seinem Artikel die Grabplatte des THOMAS FROWYK, eines prominenten Landedelmanns und Friedensrichters aus dem Middlesex des 15. Jahrhunderts. Neben der Beschreibung der Grabplatte von Frowyk und seiner Ehefrau Elizabeth untersucht Lamp vor allem die lateinische Fußinschrift von sechs Doppelzeilen. Mit seiner Analyse und Interpretation schafft er eine Korrektur der bisherigen Übersetzung und gibt interessante Einblicke in die englische Jagd und das Wirken des Edelmanns. – P. SEIFFERT, „Celeritas Caesaris als Darstellungsprinzip im Bellum Gallicum“, 88-124. Der Autor setzt sich in seinem Aufsatz damit auseinander, wie und wozu der römische Feldherr, Politiker und spätere Diktator CÄSAR das Darstellungsprinzip der *Celeritas*, welches in der Forschungsliteratur bisher nur oberflächlich thematisiert wurde, in seinen *Commentarii* verwendet. Dabei untersucht er anhand des *Bellum Gallicum* ihre Erscheinungsformen und versucht dadurch wichtige Erkenntnisse inhaltlicher und intentionaler Art abzuleiten. Seiffert kommt zu dem Schluss, dass Cäsar durch die kontinuierliche Betonung seiner *Celeritas* diese als „unentbehrlichen und vor allem Sieg bringenden Bestandteil seiner Kriegsführung präsentiert.“ – SABINE WEISS, AGNES BRAUNE, M. KOLLMANNBERGER, E. KIEL: „Ein Profil der Lehramtsstudierenden mit dem Unterrichtsfach Latein“, 125-139. In ihrem Aufsatz untersuchen die Autoren um Sabine Weiß auf der Grundlage einer Längsschnittstudie an den Universitäten München und Passau die Motivstruktur von

Lehramtsstudierenden, welche sich für das Fach Latein entschieden haben. Im Vordergrund stehen die Fragen nach Motiven und Selbstbild sowie nach Unterschieden zu Lehramtsstudierenden anderer Fächer.

„Jesusreliquien“ lautet das Thema der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, Heft 67, 1/2013. Jesusreliquien haben in der Geschichte des christlichen Abendlandes eine wichtige Rolle gespielt, auch zur Legitimierung von Herrschaftsansprüchen, zugleich sind sie eines der Themen, die die christlichen Konfessionen trennen, wie ein Interview darstellt. Andere Beiträge machen deutlich, dass Reliquien kein rein christliches Phänomen sind, sondern bereits biblische Texte davon Zeugnis ablegen, ebenso wie es die Verehrung von „heiligen Gegenständen“ in der griechischen und römischen Antike gibt, oder auch im Volksislam. Von den zwölf einschlägigen und reich illustrierten Beiträgen seien folgende genannt: B. DE SAGAZAN / BARBARA LEICHT: „Passionswerkzeuge und Körperreliquien. Die Vielfalt der Jesusreliquien“, 8-13. – O. KEEL / F. LIPPKE: „Die Vergangenheit in die Gegenwart holen. Biblische Anfänge der Reliquienfrömmigkeit“, 14-19. – HELGA KAISER: „Die Steinbank, auf der Platon gesessen hat. Reliquienkult in der griechisch-römischen Antike“, 20-23. – H. LUTTERBACH: „Ein direkter Zugang zur göttlichen Kraft. Die Geschichte der Reliquien im Christentum von den Anfängen bis zum Mittelalter“, 24-29 – „Wir brauchen eine neue Reliquienkultur“. Gespräch mit einem Religionswissenschaftler über Reliquienfrömmigkeit im christlichen Glauben“, 30-33. – P. MARAVAL: „Die Legende vom wahren Kreuz. Die Kreuzreliquie“, 34-37. – ANDREA PICHLMEIER: „Er ist nicht hier“. Jesusreliquien in Jerusalem“, 38f. – J. VON AHN: „Kostbarer als Gold, mächtiger als jede Waffe. Geschichte der Jesusreliquien in Deutschland“, 40-47. – „Jesus ist als Wort gekommen, nicht als Rock und Socke“. Gespräch mit einem Kirchenhistoriker über Jesusreliquien aus protestantischer Sicht“, 48f. – F. BROSSIER: „Auf dem Prüfstand des Zweifels. Die Frage nach der Echtheit von Jesusreliquien“, 50f. – J.-M. MOUTON: „Beim Bart des Propheten. Der Umgang mit ‚Reliquien‘ im Islam“, 52-55.

In der österreichischen Zeitschrift **Circulare**, Heft 4/2012 geht es um ein allbekanntes Phänomen, dass Papier geduldig und Kompetenzbeschreibung nicht schon Kompetenzerwerb ist. RENATE OSWALD versucht klugen Rat zu geben in: „Grundschulkursabschluss und 1. Lektüreschularbeit. Heiße Themen in der fachinternen Diskussion. Sieben Argumente und zwölf Antworten“ (1f.). – Es folgen drei Artikel von K. BARTELS im Nachdruck aus der NZZ: „Ein Plädoyer für das Latein“ (3), „Ein gesunder Geist in einem gesunden Leib?“ (4) und „Stichwort Information“ (5). – ROMY SCHMIDT notiert „Die neuesten Forschungsergebnisse aus Ephesos“ (13). – Auf S. 17 wird auf die „wissenschaftliche und fachdidaktische Aufarbeitung der größten Sammlung stadtrömischer Inschriften in Österreich“ hingewiesen, die in Kooperation zwischen 23 Schüler/innen, drei Partnerschulen und der Universität Innsbruck erfolgt ist; vgl. www.uibk.ac.at/im-dialog-mit-der-antike

Im **Mitteilungsblatt des Deutschen Althilologenverbandes, LV Nordrhein-Westfalen**, Heft 1/2013, trifft der Leser auf zwei umfangreiche Beiträge: R. HENNEBÖHL: „Ovids Ars amatoria als Liebeslehre – eine Antwort“ (5-16), und CHR. WURM: „Christliche Staatskunst nach römischem Vorbild. Baltasar Graciáns Werk El político don Fernando und das Breviarium Politicorum Mazarins“ (16-27).

In Heft 3/2012 der Zeitschrift **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** enthält den Vortrag von S. KIPF: „Kompetenzen im Lateinunterricht?! – Bestandsaufnahme und Perspektiven eines problematischen Verhältnisses“ (3-27). – Nachdruck in Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg, Heft 4/2012, 63-77.

Im Heft 4/2012 der Zeitschrift **Die alten Sprachen im Unterricht** sind anzuzeigen: W. SUERBAUM: „Hunde bei Tacitus. Worüber berichtet ein Historiker wie Tacitus und worüber nicht?“ (6-13). – F. MAIER: „Die Sicherheit Deutschlands wurde bei Salamis verteidigt. Kritik an einer Kritik“ (14-18). – J. FUCHS: „De Nuntiis Scholaribus Passaviensibus – ein lateinisches Zeitungs- und Nachrichtenprojekt speziell für Schüler“ (19-22). – F. MAIER: „Hans Schober zum 90. Geburtstag“ (23f.). – H. OFFERMANN:

„Entrümpeln‘ und ‚entschlacken‘: Soll es Terenz an der Schule wirklich nicht mehr geben?“ (25-31). – W. SCHRÖTTEL: „Rate mal mit Ausonius!“ (32-36).

Ein inhaltsschweres Heft sind die **Mitteilungen des DAV, LV Niedersachsen 1/2013** (vgl. auch <http://www.nav-info.de>) mit folgenden Beiträgen: „Eröffnungsrede des Gräzistentages 2012“, gehalten von BURGHARD GISELER am 5. Oktober 2012 am Ratsgymnasium in Goslar, 8-12. – S. KIPF: „‘Englisch meets Latin‘ – Perspektiven und Probleme einer fächerübergreifenden Zusammenarbeit“ (13-28). – „Das Rätsel: Livius“ (ein Kreuzwörterrätsel mit Lösungen), 29-32. – SUSANNE BRETZ und GIUSEPPINA CAPPELLINI: „Griechische Kultur und Sprache im lateinischen Anfangsunterricht: ein Projekt zur Förderung des Interesses am Fach Griechisch“ (33-35). – BARBARA LYNKER: „Bemerkungen zur Lehrerrolle und Vorstellung von Praxisbeispielen zum kompetenzorientierten Lateinunterricht“ (36-48).

In **Heft 2/2012 von Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** wird mit einem Auszug aus der Rede von RICHARD VON WEIZSÄCKER: „Humanistische Bildung, Globalisierung und Europa“ (4f), die „für die Wertschätzung der Alten Sprachen in Deutschland größte Bedeutung hatte“, an die Verleihung des Humanismus-Preises vor 15 Jahren erinnert. – TH. BAIER bietet „Überlegungen zur Lektüre von Ovids Metamorphosen in der Schule“ (6-22), zu einem Werk, von dem kaum ein Schüler je ein Gesamtbild des Werkes mitnehmen wird.

Forum Schule. Latein und Griechisch in Hessen, Heft 1-3, 2012 hat einen Umfang von 128 Seiten und kann auch online studiert werden: http://www.alte-sprachen.de/extra/2006/03/mitteilungsblatthessen1_2012.pdf

Acht Beiträge seien hier aufgelistet: ANNA ELISSA RADKE: „Übersetzung und textkritische Anmerkungen zu Tibull IV, 2-12“ (23-45). – TANJA SCHMIDT: „Sprachenangebot im Wandel? Die Situation der Fächer Latein und Griechisch vor dem Hintergrund steigender Spanischlernzahlen“ (64f.). – F. PROKOPH: „Latinum habendum (non) est. Anmerkungen zur Wahl von Latein als schulischer Fremdsprache sowie zur Forderung lateinischer Sprachkenntnisse in Studiengängen der Philipps-Universität Marburg“ (65-74). – M. FRISCH: „Themen und Informationstag zur Klassischen Philologie an der Philipps-Universität Marburg. Schüler aus ganz Hessen beschäftigen sich mit der Liebe in der antiken Literatur“ (74f.). – GRIT DIAZ DE ARCE u. a.: „Die Philhellenia am Friedrichsgymnasium 2012. ‚Heureka – Naturwissenschaften und Technik in der griechischen Antike‘,“ (77-85). – BARBARA LYNKER: „Kompetenzorientierung im Lateinunterricht: Fluch oder Segen?“ (85-99). – P. KUHLMANN: „Das Verhältnis von Vokabel- und Grammatikwissen bei der Textarbeit“ (99-110). – M. FRISCH: „Praktische Hinweise für die Entwicklung von ‚Wörterbuchbenutzungskompetenz‘ durch die Verfassung eigener Wörterbucheinträge“ (110-117).

JOSEF RABL

Anthony Kenny, *Geschichte der abendländischen Philosophie*. WBG Darmstadt 2012, Buchhandelsausgabe Primus Verlag, übers. von M. Weltecke. 4 Bände, Seiten: I 349, II 334, III 364, IV 357. EUR 99,90 (ISBN 978-3-86312-340-6). (Originalausgabe: *A new History of Western Philosophy*. Oxford University Press 2004 - 2006).

Die 2004 - 2006 in Englisch erschienene Geschichte der abendländischen Philosophie von ANTHONY KENNY (K.) liegt nun auch in deutscher Übersetzung vor. Insofern eine Reihe von Überblickswerken zur Geschichte der Philosophie verfügbar ist, die unterschiedliche Zielsetzungen verfolgen, darf die Leserschaft gegebenenfalls damit rechnen, dass K. seine Neudarstellung von einem anderen Zugriff her konzipiert hat, ohne Altbewährtes beiseite zu schieben. Schon ein Blick in das jeweilige Inhaltsverzeichnis der vier Bände sowie in das Vorwort zum ersten Band bestätigt diese Erwartung.

Einem ersten Teil, der in chronologischer Reihenfolge die zentralen Autoren der Epoche (hier die Antike) zum Gegenstand hat, folgt ein systematischer, problemorientierter Teil, der die wesentlichen Schulen und Hauptgebiete der Philosophie behandelt (in Bd. 1 etwa Akademie, Epikureismus, Stoa, Skeptizismus – dies wiederum in chronologischer Ordnung –, Logik, Erkenntnistheorie, Physik, Metaphysik u. a.) Nach diesem Schema sind alle vier Bände aufgebaut, wenn auch mit geringen Verschiebungen. So stellt Bd. 2 (Mittelalter) den an der Abfolge der Autoren orientierten ersten Teil unter die systematischen Gesichtspunkte „Philosophie und Glaube“ und „Die Scholastiker“. Band 3 (Neuzeit) unterscheidet sich insofern von den vorausgehenden Bänden, als einerseits kein Kapitel mehr zur Logik und Sprachphilosophie verfasst ist (was K. damit begründet, dass in dieser Epoche im Grunde keine Beiträge zu diesem Gebiet vorlägen), andererseits Ausführungen zur politischen Philosophie hinzutreten: Erst seit MACHIAVELLI seien die politischen Institutionen unseren so ähnlich, dass sie Relevanz für die aktuelle Diskussion aufwiesen (Bd. 3, 12). Die Bereiche Logik

und Sprache werden im abschließenden Band (Moderne) gesondert betrachtet, da die formale Logik und die Sprachphilosophie an Bedeutung deutlich gewonnen habe. Hinzugekommen ist ein Kapitel über Ästhetik, die bislang in K.s Philosophiegeschichte nicht vertreten ist. Es wäre m. E. durchaus lohnend gewesen, der Ästhetik der Antike, insbesondere mit so herausragenden Größen wie PLATON, ARISTOTELES und PLOTIN, einige Beachtung zu schenken, dies v. a. wegen der von modernen Positionen (Ästhetik als Wissenschaft des sinnlichen Erkennens, BAUMGARTEN) kategorial abweichenden Auffassungen der platonisch geprägten Antike, die den Bereich des Sinnlichen innerhalb einer Theorie des Schönen nicht ausklammert, aber überschreitet (man denke an Platons „Meer des Schönen“ im *Symposium*). Zu dieser Übersicht über die vier Bände sei abschließend angemerkt, dass seinerseits im jeweiligen systematisch-problemorientierten Teil weitgehend chronologisch verfahren wird, was es ermöglicht, die Auseinandersetzung mit formulierten Positionen und aufgeworfenen Fragen durch spätere Philosophen zu dokumentieren, die zu neuen Antworten fanden.

K. sieht sein neuartiges Darstellungsprinzip in der Verbindung von Philosophie und Geschichte: „Der Historiker der Philosophie, sei er hauptsächlich an Philosophie oder Geschichte interessiert, kann nicht umhin, beides zu sein: Philosoph und Historiker.“ (Bd. 1,14) Der Historiker, der kein Interesse an den philosophischen Problemen der Denker vergangener Zeiten zeige, könne die Entfaltung ihres Denkens nicht verstehen, ein Philosoph ohne Kenntnis des historischen Kontextes sei nicht in der Lage, in der Begegnung mit dem Denken der Vergangenheit eine neue Sicht der Probleme zu gewinnen, die auch noch heute von Relevanz seien (Bd. 1,118).

Es dürfte in Anbetracht des Umfangs des Werkes wie auch der behandelten Philosophen und Problemfelder leicht einsichtig sein, dass eine Rezension nicht zu Einzelaspekten Stellung nehmen kann. Demzufolge nur einige Bemerkungen zum Grundsätzlichen: Die Zweiteilung

in einen überwiegend historischen und einen thematisch konzipierten Block eröffnet unterschiedliche Zugänge zur Lektüre, wie K. selbst vermerkt. Eine Beschäftigung zunächst mit dem jeweils ersten Teil kommt gewiss der eher historisch interessierten Leserschaft entgegen, möglicherweise in Kombination mit einer sich anschließenden Vertiefung durch Lektüre ausgewählter Kapitel des zweiten Teils. Wer sich indes überwiegend mit philosophischen Fragen und deren Antworten beschäftigt, kann zunächst auf den systematischen Block zugreifen und sich dann dem historischen Kontext zuzuwenden. Die Leseempfehlung lautet demzufolge, K.s Philosophiegeschichte nicht von der ersten bis zur letzten Seite in einem Durchgang zu bearbeiten.

Erfreulich ist, dass K. im Urteil sehr zurückhaltend agiert und sich häufig damit begnügt, die in der Forschung vertretenen Ansichten zu referieren, was eine eigene Urteilsbildung der Rezipienten ermöglicht, ohne sich allerdings stets einer eigenen Bewertung zu enthalten – so z. B. wenn er gegen die herrschende Tendenz etwa die Gemeinsamkeiten zwischen Platon und Aristoteles oder zwischen dem Rationalismus und Empirismus gegenüber dem Trennenden akzentuiert.

Ins Literaturverzeichnis sind lediglich englischsprachige Titel aufgenommen. Für die Leserinnen und Leser der deutschen Übersetzung wäre eine Einbeziehung einiger zentraler Ergebnisse der deutschen Forschung sicherlich vorteilhaft gewesen.

K.s Diktion ist im Einklang mit seinem eigenen Anspruch klar und flüssig und setzt wenig philosophische Vorbildung voraus, wobei m. E. die Kapitel über die Logik und die Sprachphilosophie eine Ausnahme bilden. Dementsprechend hat K. als Leserschaft Studentinnen und Studenten des zweiten bzw. dritten Studienjahres im Blick. Zum Adressatenkreis dürften – wie ich meine – hingegen auch Schülerinnen und Schüler der Oberstufe gehören.

Zusammenfassend: K. ist durch seinen originellen und gut begründeten Ansatz einer Verknüpfung eines historischen und thematischen Zugriffs eine ausgezeichnete und sehr leserfreundliche Philosophiegeschichte geglückt, die

zur Beschäftigung mit der Philosophie motiviert und diese einem breiten Publikum (so bleibt zu wünschen!) zu erschließen geeignet ist und einen Platz auch in den Schulbibliotheken verdient.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Günter Figal (Hrsg.), Internationales Jahrbuch für Hermeneutik. Tübingen (Mohr Siebeck) 2012, 11. Band, EUR 99,- (ISBN 987-3-16-151897-3).

Seit der Antike versteht sich die Hermeneutik als die Wissenschaft der Auslegung von Texten, vor allem der Bibel und von Gesetzen. Nach HANS-GEORG GADAMER, dem wohl bedeutendsten Vertreter der philosophischen Hermeneutik im 20. Jahrhundert, kann das Verstehen und die Interpretation eines Textes nie einen Abschluss finden. Für Gadamer spielt das „eigene Sein des Erkennenden“ eine bestimmte Rolle (Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1990⁶, 494) und weist auf „die wirkliche Grenze der ‚Methode‘ hin, aber nicht auf die der Wissenschaft“ (ebenda).

Der Band enthält zwei Bereiche, einerseits „Schwerpunkt: Hermeneutik (in) der Antike“ (1-160), andererseits: Beiträge (161-26), wobei nicht angegeben wird, worin sich die Kategorien unterscheiden. Am Ende des Buches findet der Leser Angaben zu den Autoren und zum Herausgeber (263f.), ein Namensverzeichnis (265-267) sowie ein Sachverzeichnis (268-271). Ich werde nur auf die Aufsätze eingehen, die sich mit antiken Aspekten des Themas befassen, die anderen Titel sollen lediglich erwähnt werden. Jeder Aufsatz bildet eine Einheit für sich, Verknüpfungen ergeben sich nur durch einen Blick in das Sachverzeichnis; in allen Fällen findet der Leser am Ende jeweils eine englische und deutsche Zusammenfassung.

Den Auftakt des Bandes bildet der Aufsatz von J. SALLIS: *On Nature* (1-15). Er hat EMPEDOKLES ins Zentrum der Überlegungen gestellt, der gewissermaßen am Ende einer Reihe von griechischen Denkern der Frühzeit steht. Sallis legt dar, wie Empedokles die Bedeutung des Begriffs φύσις erweitert und dass er dabei auch auf die verschiedenen Wurzeln dieses Wortes eingeht.

Der Autor analysiert umsichtig verschiedene Fragmente (Diels-Kranz) und übersetzt die Texte in der Regel selbst ins Englische, allerdings unter Rückgriff auf bereits gedruckte Übersetzungen. Auffallend ist die Beobachtung, dass nur in wenigen Fragmenten überhaupt der Begriff *Physis* vorkommt (z. B. Frg. B 63, B 110, B 38, B 11, B 23, B 98 und einige andere).

ANTONIA EGEL widmet sich in ihrem Beitrag RILKES „Sappho“ und präsentiert eine kurze Wirkungsgeschichte (17-33). In der Trilogie: „Neue Gedichte“ (1907) orientiert sich Rilke am Fragmentcharakter griechischer Lyrik und setzt dieses Moment bewusst ein. Sie analysiert die Beziehungen, die zwischen den drei Gedichten existieren; jeweils handelt es sich um Ansprachen: 1. Eranna an Sappho, 2. Sappho an Eranna; 3. Sappho an Alkaios. Sappho ist für Rilke ein Paradigma aus der Antike, „an dem Rilke die empfangende Seite des Dichtens durchspielt“ (33). Auf der Grundlage der Interpretationen der drei genannten Gedichte und des Umgangs des Dichters mit den antiken Vorbildern kann Egel das Gedicht „Erst wenn du Selbstgeworfnes fängst“ in Beziehung zu Gadamer's Konzept der Wirkungsgeschichte setzen.

B. FREYDBERG steuert folgenden Titel bei: Wirkungsgeschichte vis-à-vis Ancient Mathematics (35-49). Interessant ist das Faktum, dass Gadamer in seinem Standardwerk überhaupt nicht auf die Rolle der Mathematik eingeht. Für Freydberg sind „paradigmatische Momente in der Mathematik – ebenso wie Literatur und Philosophie – interpretationsoffen für jemanden, der, mit Gadamer gesprochen, zu ‚lesen versteht‘“ (49).

Die beiden folgenden Beiträge befassen sich mit NIETZSCHE. Der Herausgeber des Bandes, GÜNTER FIGAL, geht in seinem Aufsatz der Frage nach, welche Wirkung die aristotelische Poetik auf Nietzsches „Geburt der Tragödie“ gehabt hat; dabei gelangt er zu der Erkenntnis, dass die Tragödientheorie Nietzsches ohne Rückgriff auf die Poetik des ARISTOTELES nicht hätte entstehen können. Gleichwohl vermeidet Nietzsche bewusst eine „offene Auseinandersetzung mit Aristoteles“ (52). Figal schließt seine Ausführungen mit folgendem Satz: „Er (Nietzsche) hat von Aristoteles mehr verstanden, als er sagen wollte – wahr-

scheinlich auch mehr, als er sagen konnte“ (63). B. ZIMMERMANN untersucht die Wirkungsgeschichte der Schrift „Geburt der Tragödie“ im Bereich der Klassischen Philologie (65-80). Aus verschiedenen Gründen, die Zimmermann darlegt – vor allem weil Nietzsche darauf verzichtet hat, philologische und altertumswissenschaftliche Kategorien anzuwenden, sondern ästhetische im Sinne „Schopenhauers und Wagners Kunst- und Musikverständnis“ (66) – erfährt die Schrift „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ eine vernichtende Kritik seitens der zeitgenössischen Klassischen Philologen. Besonders ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF attackierte Nietzsches Schrift; nach Zimmermann ging es Wilamowitz-Moellendorff um „ein Bildungsideal, um Kultur- und Bildungspolitik“ (67). Eine philologische Auseinandersetzung vermag Zimmermann dabei nicht zu erkennen. Der spätere einflussreiche Professor in Greifswald, Göttingen und Berlin orientierte sich an den Idealvorstellungen der Weimarer Klassik und stellte drei Personen in den Vordergrund, die im Bildungsbereich Maßstäbe setzten: „Platon im griechischen, Goethe im deutschen, Paulus im Religionsunterricht“ (68), obwohl – wie Zimmermann betont – das idealisierte Griechenlandbild durchaus kritisiert wurde; als Beispiel nennt Z. FRIEDRICH MAXIMILIAN KLINGNERS Medea-Dramen (68). Z. legt die weitere Wirkungsgeschichte dar, wobei der große Einfluss von Wilamowitz-Moellendorff in Deutschland lange nachwirkte. Forscher wie WALTER BURKERT und MARTIN LITCHFIELD-WEST stellen die religiösen Dimensionen der griechischen Kultur und Literatur und deren Bezüge zum Orient in den Vordergrund. Als Fazit ergibt sich, dass die Literatur in der Nachfolge Nietzsches ohne dessen Werke völlig anders aussähe. Zimmermann stellt fest, dass die modernen Forschungsansätze meist die Kenntnis von Nietzsches Werk offiziell unberücksichtigt lassen, obwohl sie ganz eindeutig von ihm abhängen.

Während J. RISSER PLATON als Paradigma für die Hermeneutik der heutigen Zeit darzustellen (81-93) versucht, analysieren W. KOFLER und J. SOLDI bestimmte Aspekte der Briefliteratur, nämlich die „Zeitlichkeit in Senecas Epistulae

morales“ (95-110). Inhalt und Form sollten nach antiker Auffassung in enger Kongruenz zueinander stehen, d. h. die Textsorte konnte nicht mit einem beliebigem Thema verbunden werden. Die Autoren skizzieren die Bezüge zwischen Brief und Dialog, verfolgen die Entwicklung über EPIKUR und HORAZ bis zu SENECAS *Epistulae morales*. Sie sehen, dass die durch die Briefe in Gang gesetzte moralische Entwicklung einhergeht mit der ‚entschleunigten‘ Kommunikation (110) der Briefe. Insbesondere die Interpretation des ersten Briefes der Sammlung trägt dazu bei, die Zeitlichkeit im Verständnis des römischen Philosophen Seneca besser begreifen zu können. P. CHRISTOPHER SMITH verfolgt die Entwicklung, welche bei LUKREZ ihren Ausgangspunkt nimmt und über VERGIL zu DANTE reicht, und zwar die Grundstimmung des *amors*. Die These besagt, dass der Gesang als das passende Medium zum Ausdruck des Seienden wichtiger ist als die Bindung an die Philosophie (111-139).

D. BARBARIĆ widmet sich im letzten Beitrag des ersten Teils dem Thema: Prometheus oder das Titanische des Geistes (141-160). Dabei bestätigt der Verfasser Gadamer's Gedanken, Prometheus in Verbindung zur „Tragödie der Kultur“ zu setzen (154). Barbarić geht dabei von einer These SCHELLINGS aus, die er untersucht und bewertet.

Folgende Aufsätze sind unter der Rubrik: Beiträge in den Band aufgenommen worden: H. GFREREIS, Literatur und Raum. Über die Dreidimensionalität als Kategorie der ästhetischen Erfahrung (161-170); F. FILIPPI, Die Bedeutung des Irrationalen bei Platon: *πάθος* als Stimmung und Befindlichkeit im Ausgang von Hans-Georg Gadamer (171-187). Es werden Begriff wie *ἄτη*, *μῆνις* und *πάθος* untersucht, wie sie in den homerischen Werken zu verstehen sind. Darüber hinaus wird gezeigt, dass PLATON den homerischen Begriff *πάθος* dazu benutzt hat, „sich mit dem Paradigma des homerischen Irrationalen philosophisch auseinanderzusetzen“ (175). Gadamer seinerseits gelangt zu der Erkenntnis, dass der Mensch aufgrund seiner geistigen Bildung (*παιδεία*) in der Lage sein kann, das Rationale mit dem Irrationalen zu versöhnen; S. MARINO, Two Divergent Appropriations of Kant's Critique of Judgement: Some Remarks on Gadamer and

Arendt (189-207); A. NAVIGANTE, Die Überfülle des Unsichtbaren: Zum Offenbarungsbegriff bei Jean-Luc Marion (209-227); C. SOMMER, „Nämlich sie wollen stiften / Ein Reich der Kunst“. Zum Verhältnis von Kunst, Mythos und Politik in Heideggers *Der Ursprung des Kunstwerks* (1935/36) und Hölderlins Hymnen „Germanien“ und „Der Rhein“ (1934/35)“ (229-261).

Insgesamt enthält der Band interessante Beiträge zum Thema philosophische Hermeneutik und stellt den aktuelle Forschungsstand aus der Sicht unterschiedlicher Positionen dar.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Kai Ruffing: Wirtschaft in der griechisch-römischen Antike, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2012, Geschichte kompakt, EUR 14,90 (ISBN 978-3-534-22836-2).

Das hintere Cover des vorzustellenden Buches trägt das unübersehbare Qualitätssiegel: „Bachelor / Master geprüft“. Es soll dafür bürgen, dass, wie auch die Herausgeber der Reihe im Vorspann sagen (VII), „Hauptthemen des universitären Studiums und der schulischen Oberstufen und zentrale Themenfelder der Wissenschaft“ forschungsadäquat erschlossen werden. Schlägt man derartig eingestimmt das Buch auf, stellt man aber fest, dass es ohne eine einzige Fußnote oder Anmerkung verfasst ist, Namen moderner Autoren ohne weitere bibliographische Angaben nur vereinzelt im Text auftauchen, und man fragt sich unwillkürlich, ob sich ein solch hoher Anspruch wie der formulierte auf diese Weise verwirklichen lässt? Ist denn nicht die Einhaltung wissenschaftlicher Standards, zu deren Grundbedingungen letztlich die Scheidung eigenen Gedankenguts von fremdem sowie „der Respekt für die Leistung anderer und die Ehrlichkeit bei den eigenen Leistungen“¹ gehört, höchstes schulisches und universitäres Ausbildungsziel? Belegen doch gerade die zahlreichen aktuellen Plagiatsfälle von Politikerinnen und Politikern die Wichtigkeit der Erziehung zu Lauterkeit und wissenschaftlicher Präzision. Auch VOLKER RIEBLE beklagte erst neuerdings in seinem Buch über Wissenschaftsplagiate,² dass dieses Problem bisher noch nicht ernst genug genommen, sondern eher verdrängt werde.

Unter diesen Umständen ist dem Buch von R. jedenfalls nach Ansicht des Rez. mit Vorbehalten zu begegnen. Denn auch das nach den einzelnen Kapiteln des Werkes gegliederte Literaturverzeichnis kann das beschriebene Manko nicht kompensieren, soll es doch ausdrücklich der vertiefenden Weiterarbeit dienen (5), nicht aber als Nachweis des Dargestellten. Als Beispiel dafür mag der unvollständige Literaturhinweis: „nach Blum, Wolters, Alte Geschichte studieren, 95“ (25) gelten, der sich im Literaturverzeichnis zum entsprechenden Kap. III (129f.) nicht wiederfinden lässt.

Seinem Titel entsprechend beschränkt sich der Verf. in chronologischer und topographischer Hinsicht auf die Wirtschaft der Griechen und Römer von der griechischen Archaik bis zum Jahr 284 n. Chr., dem Jahr des Regierungsantritts DIOKLETIANUS. Als Grund dafür, dass seine Darstellung hier endet, gibt R. die „Regionalisierung der Wirtschaft in dieser Zeit“ an, also eine Schrumpfung „der wirtschaftlichen Entwicklung“ und der „räumliche[n] Dimension der Handelsbeziehungen“ (125), dafür dass sie mit der Archaik beginnt, eine „selbst auferlegte Beschränkung“ (5).

Außer den zeitlichen und räumlichen Kriterien nennt der Verf. zusätzlich die folgenden: Geographische (Kap. IV) und demographische Voraussetzungen (Kap. V), Technik und Energie (Kap. VI) sowie Transport und Verkehr (Kap. VII), um dann in drei bzw. zwei folgenden Kapiteln die antike Wirtschaft, gegliedert nach Griechen und Römern, in chronologischer Reihenfolge zu behandeln. Vorangestellt sind noch Angaben zur Forschungsgeschichte (Kap. II) und zur Quellenlage (Kap. III), die neben den literarischen auch die epigraphischen und papyrologischen Zeugnisse ebenso berücksichtigen wie archäologische Funde. Alle Dokumente aber werden leider nur in Übersetzung geboten, so dass eine eigene Überprüfung des Lesers anhand der Ausgangssprachen erschwert ist.

Zwar gelingt R. auf diese Weise eine gut lesbare und modernem Kenntnisstand entsprechende Darstellung der antiken Wirtschaft, – bei der allerdings die Rolle des Geldes keine seiner Bedeutung angemessene Berücksichtigung findet. Lediglich zwei Seiten (25f.) beschäftigen sich mit

der Numismatik, ohne ihre Erkenntnisse mit anderen Zusammenhängen zu verzahnen und sie dafür fruchtbar zu machen; man könnte gerade in Zeiten der Eurokrise etwa auch an die Rolle einer einheitlichen Währung im gesamten Imperium Romanum für seine wirtschaftliche Entwicklung denken. – Dennoch ist nach dem Eindruck des Rez. auf die beschriebene Weise nur ein Zwitter zwischen wissenschaftlichem Anspruch und populärwissenschaftlicher Realisierung entstanden, der ältere Werke zum Thema, etwa M. I. FINLEY, *The Ancient Economy*, Berkeley / L.A. ²1985, unverzichtbar erscheinen lässt.

Anmerkungen:

- 1) Michael Baumann in seinem Grußwort anlässlich der Eröffnung des akademischen Jahres 2012/2013 an der Heinrich-Heine-Universität, vgl. dazu das Magazin der HHUD 04/2012, 7.
- 2) Das Wissenschaftsplagiat. Vom Versagen eines Systems, Frankfurt am Main 2010; vgl. dazu auch das Interview von Hermann Horstkotte mit dem Autor unter: <http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/wissenschaftsplagiate-ideendiebesrosstaescher-und-ihre-schreibknechte-a-698878.html>

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Karl-Wilhelm Weeber: Hellas sei Dank – was Europa den Griechen schuldet. Eine historische Abrechnung, München (Siedler) 2012, 397 S., EUR 22,99 (ISBN 978-3-8275-0009-0).

„Es sind die Wurzeln, nicht die späteren Wachstumsschübe, die dieses Buch zutage führen soll ...“: WEEBER (W.) lässt bereits in der Einführung (9f.) keinen Zweifel an seiner (durchaus subjektiven und (aus)wahlweisen) Sicht auf Griechenland als Geber-, weil Hellas als Ursprungsland, ohne doch zu verkennen, dass die Sicht auf eine der überschaubaren griechischen Poleis des Altertums zwangsläufig eine andere sein muss als diejenige auf einen Staat Griechenland der Neuzeit (16, 19, 31 u.ö.).

Die stets eingängige und gut lesbare Darstellung geht den Linien nach, in welchen die gesellschaftliche Entwicklung des antiken Griechenland Vorbild und Muster für das moderne Europa geworden ist. Und es sind schon wuchtige

Pfunde, welche Hellas vormals der phönizischen Königstochter mit auf den Ritt durch die nach ihr benannten Gefilde ins Handgepäck und auf die Waagschalen des werdenden Europa gelegt hat – die Politik als „griechisches Gen“ (15-32) sowie die Akropolis „als Visitenkarte der Schule von Hellas“ (77-91) seien hier nur einführend genannt.

Zentral zu allen Zeiten die staatstheoretischen Erörterungen, kanonisch PLATONS *Politeia* und ARISTOTELES' *Politika*, ursprünglich aber die erste Verfassungsdebatte im Geschichtswerk des HERODOT (III 80-84): an den persischen Königshof des Jahres 522 v. Chr. verlegt, zeigt sie im Munde dreier adliger Prätendenten, dass es für jede der klassischen Herrschaftsformen berechnete Gründe für und wider gibt. Platons „Abrechnung mit der Demokratie“ steht unter dem Trauma der Hinrichtung seines verehrten Lehrers, welche für W. (26) freilich gerade nicht Ergebnis einer Art Lynchjustiz gewesen ist – prägnant auf den Punkt gebracht: mit dem „Rufmord an Athens Demokratie“ rächt Platon den vermeintlichen Mord an Sokrates (27). Das Philosophenkönigtum der *Politeia* ist der aristokratische Gegenentwurf, mit einer neuen Definition von ‚Aristokratie‘ auf der Grundlage von Geist und Moralität. Und Philosophenkönige können demnach auch Frauen sein, Königinnen also – dazu braucht es für Platon keine Quoten, sondern Weisheit und moralisches Format (27¹⁴ mit Tim. 18 d 8f., Pol. 451 d 4 – e 7), eine fürsorgliche, aber totalitäre Herrschaft berufener Geister, die alle Lebensbereiche durchdringt, Dichtung, Drama, literarische Fiktion ausgrenzt und zwangsläufig Widerspruch hervorruft (für unsere Epoche ganz entschieden in KARL POPPERS *Offener Gesellschaft* von 1945, letzte Aufl. 1992).

Hatte Platons Utopie gleichwohl manches gemeinsam mit dem „real existierenden Einheitsstaat Sparta“ (W. 28), so steht das aristotelische *Zóon politikón* eher auf dem Boden seiner Zeit – und im Rahmen von deren Begrenztheiten (Sklaverei, Status der Frau u.a.). ARISTOTELES' aus den drei Grundformen zusammengesetzte und darum beständigste Mischverfassung (30) findet über die hellenistische Staatstheorie und CICEROS *De re publica* Eingang auch in modernes

Denken, und bei aller – wiederum realistischen ? – Sorge Platons wie des Aristoteles um die politische Urteilskraft einer zumal enthemmten Volksmenge ist der Weg zur Demokratie als einem „erfolgreichen Experiment der Weltgeschichte“ (33-66) beschränkt mit den kleisthenischen Reformen zum Ende des 6. Jh. v. Chr.: Der Ostrakismós, besonders eindrucksvoll gleich anfangs (33f.) in der (unhistorischen) Episode um den Gerechten ARISTEIDES (482 v. Chr.), ist hier wohl speziellster Ausdruck basisdemokratischer Teilhabe an der politischen Macht; der Epitaphios des PERIKLES (431/30 v. Chr.) „Die Verfassung, die wir haben, heißt Volksherrschaft“ (67-75) wird zu Recht als „visionärer Grundtext der Demokratiegeschichte Europas“ (69) eingestuft. Auch wenn das o.g., auf Vorschlag von VALÉRY GISCARD D'ESTAING eingebrachte Zitat über der Präambel der (im ersten Anlauf gescheiterten) EU-Verfassung aus dem Entwurf des Jahres 2004 wieder herausgestrichen wurde (vgl. L. ZIESKE: FC 4/2011, 284-298), so berührt es im „Paradigmenwechsel hin zu bürgerlicher Freiheit“ (a.O.) eine Markenkompetenz des gemeinsamen Europa unserer Tage – und sozialem Ausgleich und Gerechtigkeit verpflichtete die attische Demokratie ihre Besserverdienenden durch ehrenamtliche ‚Leiturgien‘ (74), mit welchen staatliches Handeln finanziell unterstützt wurde; auf der anderen Seite ruft Perikles aber auch zu Aufstieg durch Leistung (Thuk. II 40, 1).

„Griechenlands Götter nehmen es einem nicht übel, wenn man nicht an sie glaubt“ (93f.), und es sind Dichter wie HOMER, HESIOD und die attischen Tragiker, die sie als lebendige Figuren an sich erst „schaffen“ – so jedenfalls der Wortsinn des Begriffes „Poet“ – und sie neben dem Konkurrenzmedium Bildende Kunst auf die Reise durch zweieinhalb Jahrtausende europäischer Kulturgeschichte schicken, von OVID bis zu GUSTAV SCHWAB (1838/40). Mit Prometheus (98ff.) beginnt indes der Prozess des Sich-Absetzens; Zeus hat es versäumt, der Schöpfung des *homo naturalis* diejenige des *homo civilis* (103) folgen zu lassen, und so wandelt sich das Bild des Feuer-Frevlers zum eigentlichen, aktiven (NIETZSCHE) Kulturstifter, der für den anmaßenden, untätigen Despoten auf dem Olymp nurmehr Verachtung übrig hat (GOETHE), dessen entfesseltes Vorpre-

schen aber auch in die Katastrophe Frankensteins (MARY SHELLEY 1818) einmünden kann: wieviel „Prometheus bound“, wieviel Epi-metheus hat der Vorkämpfer gegen die „Einschränkung des Menschen“ (CAMUS) nötig, und – (105f.) wozu brauchen die Götter überhaupt Feuer (LUKIAN VON SAMOSATA)?

THUKYDIDES, politischer Analyst wie Opfer des von ihm dargestellten innergriechischen Bürgerkrieges, mehr noch aber der „Vater der Geschichtsschreibung“ (Cic. leg. I 5) spüren der Kausalität menschlichen Handelns in historischen Abläufen nach, wobei für Letzteren Legendäres sehr wohl exemplarisch bleiben kann. Von daher hätte der angesprochenen (142), geradezu philosophischen Begegnung zwischen dem Athener SOLON und dem Lyderkönig KROISOS zur Frage nach dem Glück „in Zeit und Raum“ (W.) durchaus auch eine etwas ausführlichere Behandlung gebührt. Zugleich steht HERODOT damit dem ganzheitlichen Ansatz moderner Historiographie näher als sein jüngerer Nachfolger (133, 137).

Die freie Rede, angelegt schon bei HOMER und im Vortrag der Rhapsoden (146), lehrmäßig verfasst erstmals in der jungen Demokratie von Syrakus 467/66 v. Chr. durch KORAX und TEISIAS (147f.), begründet auf *peithó* (Überredung-Überzeugung) und *parrhesía* (Redefreiheit), erfährt ihr Raffinement in der Sophistik namentlich eines GORGAS aus (dem gleichfalls sizilischen) Leontinoi in Athen. ARISTOTELES (156f.) durchleuchtet sie dialektisch, auf ihre moralische Ambivalenz hin in der Rhetorik mit ihren Überzeugungsebenen *éthos* – *páthos* – *lógos* (1356 a 1-33), sein Zeitgenosse DEMOSTHENES lässt ihre praktische Wucht in seinen Philippischen Reden gipfeln, welche CICERO in seinem letzten politischen Kampf gegen MARC ANTON ebenso zum Vorbild werden wie die Rednerschulen Kleinasiens dem jungen CICERO (und CAESAR) zum Studienziel (144f.). Der Kontrast zur aktuellen Darbietung à la PowerPoint liegt auf der Hand, und W. betont völlig zu Recht, dass der *lógos*, die Sprache, als Alleinstellungsmerkmal des politischen Wesens (165f.) den Kern jeder Menschenbildung – sowie

eines entsprechenden Lehrplanes – ausmacht und als Kommunikationsmedium, von den Griechen vollendet, von den Römern gepflegt (167), heutige Präsentationstechniken im wahrsten Sinne in den Schatten stellt.

Die Erfindung von Wissenschaft und Philosophie (169-207), „Theater ist Kult“ – Tragische Trilogie und Satyrspiel, Alte (politische) und Neue (bürgerliche) Komödie (209-31), Olympischer Sport – und agonale Kultur (233-52), Nabel der Welt und Sitz der Sieben Weisen: Delphi und die Inszenierung von Glaubwürdigkeit (253-76), Erotische Konzepte, Asklepiosstab und der Eid des Hippokrates (277ff.) sind weitere Momente, für welche „wir Hellas Dank schulden“, „Hellas Dank sei“ (231, 276, 299 u.ö.), auch für „unser tägliches Griechisch – Efcharistó, Hellás!“ (316). Die Begründung des Musendienstes aus bescheidenen Anfängen im 7./6. Jh. v. Chr. erlebt eine glanzvolle Institutionalisierung „als Leuchtturmprojekt staatlicher Kulturförderung“ (343) im Alexandria der Ptolemäer an der Wende des 4. zum 3. Jh. Der Niedergang des hellenistischen Mouseion, seiner Philologie und Bibliothek seit der Belagerung der Stadt durch CAESAR (57 v. Chr.) mündet in spätantikem Vergessen; erst das Jahr 2002 erweist mit der Neuerrichtung der *Bibliotheca Alexandrina* griechischer Wissenschaft und alexandrinischer Muse – wir ahnen es – Dank (356).

Dies Alles wird in einer flüssigen und lebensnahen, auch für den Nichtspezialisierten gut verständlichen Sprache (nicht ohne manches Augenzwinkern) dargeboten. Hierbei wird man W.s Befund (11f.) zustimmen, dass bei allen zahllosen, aber indirekten Rückgriffen auf unser gemeinsames kulturelles Erbe das Schulfach Griechisch als sein originärer Vermittler viel zu spärlich wahrgenommen und allzu oft einem platten, auf unmittelbare Nutz- und Anwendungseffizienz ausgerichteten Begriff von schulischer Allgemein- und Persönlichkeitsbildung geopfert wird. Ungeachtet hingegen, welches – unterschiedliche – Gewicht man im Einzelnen auf Gegenstände wie Adressaten des Dankes legen möchte, schließt sich Rez. der Gesamtaussage des Autors sehr wohl und gerne an.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

Apollodor: Götter und Helden der Griechen, eingeleitet, herausgegeben und übersetzt von Kai Brodersen, Darmstadt, WBG, 2012. WBG-Preis EUR 49,90, im Buchhandel EUR 69,90 (ISBN 978-3-534-24246-6).

Der Vater des modernen Mythenbegriffs, CHRISTIAN GOTTLÖB HEYNE (1729-1812), erachtete seine Apollodorus-Ausgabe (1783, 2. Aufl. 1803) als einen Meilenstein in seinem Konzept einer „Realphilologie.“ Dabei sah er in der Bibliothek des APOLLODOR mehr als ein Kompendium zur antiken Mythologie, sondern gleichsam – in Anlehnung an den byzantinischen Patriarchen PHOTIOS aus dem neunten nachchristlichen Jahrhundert, die Urfassung der großen Mythenkomplexe, die in den übrigen literarischen Zeugnissen in einer bearbeiteten Fassung aus uns gekommen sind. Auch wenn Heyne fälschlich das Werk dem hellenistischen Mythographen Apollodoros zuschreibt, während die uns überlieferte Fassung wohl eher ins erste vorchristliche Jahrhundert gehört, stellt es doch die Frucht antiker wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Mythos dar, nicht im Sinne einer Rationalisierung durch Allegorisierung, wie wir sie ein Jahrhundert später bei LUCIUS ANNAEUS CORNUTUS finden, sondern im Sinne einer handbuchartigen Systematisierung, in der die großen Mythenkomplexe in ein geschlossenes genealogisches System eingepasst werden, das aber durchaus (in der antiken wissenschaftlichen Forschung) abweichende Versionen registriert.

Überliefert ist dieses Werk im *Codex Parisinus Graecus 2722* (14. Jh.), der es allerdings nicht vollständig wiedergibt, einige der fehlenden Teile können aus dem *Codex Oxoniensis Laudianus Graecus 55* (15. Jh.), sowie aus einer auszugsweisen lateinischen Übersetzung mit griechischen Zitaten, dem *Codex Monacensis Graecus 182*, rekonstruiert werden. Hinzukommen die erstmals in der Ausgabe von WAGNER (1894, 2. Auflage 1926) abgedruckten *Epitomai*, die sich im *Codex Sabbatianus 366* (13. Jh.) und die im *Codex Vaticanus Graecus 950* wiedergegebene Arbeit des JOHANNES TZETZES (12. Jh.), die vor allem für die Lücken im trojanischen Sagenkreis und die Heimkehrermythen wichtig sind. Eine neue kritische Textedition legte 2010 MANOLIS

PAPATHOMOPOULOS: Apollodori Bibliotheca, Athen (Aletheia) 2010, vor.

Apollodoros: Götter und Helden der Griechen gibt eine gute deutsche Lesefassung nach der ebenfalls von KAI BRODERSEN 2004 bei der WBG in der Edition Antike besorgten und unter demselben Titel erschienenen zweisprachigen Ausgabe, deren Übersetzung allerdings an die neue kritische Edition von Papathomopoulos angepasst worden ist (was vor allem den letzten Teil, die *Epitomai*, betrifft), da die Ausgabe 2004 noch dem griechischen Text der Edition von Wagner folgt. Die Vorteile gegenüber der Übersetzung von CHRISTIAN GOTTLÖB MOSER (Stuttgart 1828) mit den Ergänzungen von DOROTHEA VOLLBACH (Leipzig 1988) zu den *Epitomai*, gelten für beide Fassungen, vor allem, dass durch eine klare, den kritischen Editionen entsprechende Paragraphenzählung, nach der auch das Register ausgerichtet ist, die jeweilige Belegstellen im Griechischen leicht aufzuschlüsseln sind. Die Neufassung richtet sich nicht nur nach der Textausgabe von Papathomopoulos, sondern bezieht auch die Anregungen von NESSELRATH (Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 10, 2007, 1075-1087, eigentlich mehr ein Wunschzettel als eine Rezension) mit ein.

Die Neuausgabe bietet dabei nicht nur den revidierten Text (zu einem bezahlbaren Preis), sondern auch die Möglichkeit, in einer sehr lesbaren deutschen Fassung die großen Themenkreise der griechischen Mythologie entweder nach dem genealogischen Prinzip des Apollodor oder gezielt über das Register nachzuvollziehen und dabei (im Gegensatz zu vielen modernen mythologischen Kompendien) direkt auf die antike Belegstelle geführt zu werden. Dabei wird der Leser mit dem Bild, das sich das erste vorchristliche Jahrhundert von den entsprechenden Mythenkomplexen machte, konfrontiert (wobei Versehen und Widersprüche in der antiken Vorlage von Brodersen mit entsprechenden Verweisen im Text markiert werden). Da dieses Bild eine nicht unwesentliche Rolle für die mythologischen Dichtungen dieser Zeit spielt, ist Apollodors Text sicher auch für Nichtgräzisten interessant und in dieser neuen Ausgabe leicht und trotzdem zuverlässig zugänglich gemacht.

OLIVER EHLEN, Jena

Plutarch: Moralia. Herausgegeben von Christian Weise und Manuel Vogel. Neu gesetzt und behutsam revidiert nach der Ausgabe Griechische Prosaiker in neuen Übersetzungen, herausgegeben von Christian Nathanael von Osiander und Gustav Schwab, Stuttgart, 1828-1861. Wiesbaden: marix-verlag 2012. Band 1: 1022 S.; Band 2: 895 S. EUR 39,95 (ISBN 978-3-86539-266-4).

PLUTARCH ist – als geradezu exemplarischer Knotenpunkt eines nahen wie fernen Altertums – unbedingt lesenswert, doch deutsch beklagenswert schwer greifbar. Umso mehr ist diese Leseausgabe zu begrüßen. Sie umfasst in zwei mächtigen Bänden die (neben seinen [Doppel-]Biographien) zweite Seite des antiken Autoren, die sog. ‚Moralia‘, 78 Schriften ebenso variierenden Umfangs (von gerade einmal drei Seiten bis zu den „Tischreden“ in neun ‚Büchern‘ auf gut zweihundert Seiten) wie mannfgaltigsten Inhalts („Vom Zufall“ [!] über „Wie man, ohne anzustoßen, sich selbst loben kann“, den „Schutzgeist des Sokrates“ oder die „Böswilligkeit Herodots“ und das „Gesicht im Monde“ bis zum quasi abschließenden „Ueber die Musik“): „Die Mängel dieser Schriften sind im Ganzen dieselben, die uns auch in den Biographien entgegnetreten, die aber hier fast noch sichtbarer sind. Der Ausdruck ist oft etwas zu bilderreich, der Periodenbau etwas schwerfällig, mit zahlreichen Anführungen von früheren Dichtern und Schriftstellern, wie sie uns freilich den belesensten Schriftsteller des Alterthums darstellen, vermischt; wodurch oft Härte und eine nicht geringe Schwierigkeit bei der Uebertragung in eine andere Sprache entsteht.“ (S. 21f.) Dank des Geleit- des einen (M.V., S. 9f.) und eines editorischen Vorwortes des anderen Herausgebers (Chr. W., S. 11-19) kann sich freilich der Rezensent kurz fassen: Hier gilt es nicht zu kritteln (ist die „Synoptische Zeittafel“, S. 20 [alles Bd. 1], vielleicht doch allzu spartanisch angelegt und für den anvisierten weiteren Leserkreis kaum erhellend nachzuvollziehen?) oder womöglich unentscheidbare Grundsatzfragen aufzuwerfen (eine Übersetzung des nunmehr vorvergangenen Jahrhunderts im Jahre 2012?), sondern zu rühmen und zu preisen (Näheres wie Weiteres wie stets gerne beim Rezensenten!), im Blick auf etwaig interessierte Leser: Kauft und lest!

Nach und mit dieser ‚klaren Ansage‘ möchte (muss?) sich der Rezensent aus persönlich-gesundheitlichen Gründen vom FORUM CLASSICUM verabschieden, auf dem er sich nicht zuletzt dank der Weltoffenheit seiner Schriftleitung in Gestalt von Herrn Professor ANDREAS FRITSCH in den vergangenen Jahren nicht nur zur Freude aller Zeitgenossen und Freunde der Alten Sprachen tummeln durfte; wer mich – pauschal gesprochen – als „Zumutung“ erlebt hat und zumal Anstoß nahm an Klammern, Gedankenstrichen, Anführungs- und Ausrufezeichen, kann mit freudigem Gebrumm oder zumindest trauerfrei aufatmen: „Gott sei Dank! Nun ist’s vorbei / Mit der Übeltäterei!“ Mein Schlusswort hingegen sei – Gedächtniszitat (und letzte Parenthese) – dem Leben des Brian entnommen: „(Brian:) ‚Ihr seid alle Individuen!‘ – (Alle:) ‚Wir sind alle Individuen!‘ – (Jemand:) ‚Ich nicht!‘“

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Xenia. Griechisches Unterrichtswerk, hg. von O. Kampert und W. Winter. Bamberg: C.C. Buchner 2. Aufl. 2012, 296 S., EUR 28,80 (ISBN 978-3-7661-5815-4).

Ein starker Beginn: In der Eingangssequenz des neuen einbändigen Griechischlehrwerkes aus dem Buchner-Verlag begegnen den Schülerinnen und Schülern (SuS) in leicht bearbeiteten Originaltexten XENOPHANES’ Anthropomorphismuskritik und die Götterverehrung der Perser nach HERODOT (L. 2), die Erziehung von Kindern in Sparta sowie die der Wächter in PLATONS Staat (L. 3), Sokrates’ einfache Lebensführung und die Frage, was aus seiner Seele und seinem Körper nach dem Tod wird (L. 4), und schließlich SOKRATES’ Wirkung als „Zitterrochen“ auf seine Gesprächspartner (L. 5). Das alles bietet reichlich Anlass für angeregte Diskussionen der SuS und präsentiert ihnen eine beeindruckende Bandbreite an Themen, die für den Griechischunterricht typisch sind.¹ Manche der genannten Themen könnten als zu anspruchsvoll für Sprachanfänger erscheinen (z. B. der Beginn des Johannes-Evangeliums in L. 6). Doch ist es sicher nicht von Nachteil, wenn den SuS vom Anfang des Griechisch-Unterrichts an begegnet, was

ihnen in so mancher Informations- und Werbeveranstaltung verheißen worden ist.

Mit Ausnahme der sieben Plateau-Lektionen zur Selbstdiagnose bestehen die insgesamt 45 Lektionen jeweils aus einem Sachtext, einem Wiederholungstext (mit neuen Vokabeln, ohne neue Grammatik) und dem Lektionstext. Gewöhnungsbedürftig ist, dass die deutschen Sachtexte oft nicht zu den griechischen Texten hinführen, sondern eine eigene Zielsetzung verfolgen. Die thematische Einheit der einzelnen Lektionen ergibt sich aus der Lektionsüberschrift, die aber gelegentlich nur einen losen Bezug herstellt. Jeweils vier Lektionen sind zu Sequenzen verbunden, zunächst eher äußerlich („Geschichte und Geschichten“, „Abenteuer und Helden“), später stärker thematisch fokussiert („Wettkampf“). Der Philosophie sind gleich zwei Sequenzen gewidmet, aber auch das Alltagsleben kommt nicht zu kurz. Besonders gelungen ist die Theater-Sequenz (L. 21-24). Hier erfahren die SuS in den Sachtexten viel über die kultische Einbindung der Dramenaufführungen und ihren Wettbewerbscharakter, die Architektur des Theaters (illustriert allerdings an einem römischen Theaterbau) und die wichtigsten Dramatiker. Tragische Schuld und politischer Komödienspott werden ebenso thematisiert wie Wirkung und Funktion der Tragödie (S. 114). Die Lektionstexte präsentieren provokative Tragödien-Konflikte (Admet gegen seinen opferunwilligen Vater, Hekabe gegen die Kriegsverursacherin Helena) und für Komödien typische absurde Ideen (Prügeltest aus den „Fröschen“, der Sex-Boycott aus der „Lysistrata“). Da auch Auf- und Abtritte erwähnt werden, ist sogar der performative Aspekt präsent. Weiterführende Aufgaben dazu beschränken sich allerdings auf das sinngerechte Vorlesen mit verteilten Rollen; in die griechischen Texte eingeschobene deutsche Regie-Anweisungen stören und nehmen mögliche Interpretationsleistungen vorweg.

Von Anfang an lernen die SuS zentrale Gestalten der griechischen Kultur kennen, über die in den deutschen Sachtexten detailliert berichtet wird. Das Eigennamenverzeichnis liefert weitere Informationen, vor allem listet es die einzelnen Lektionen auf, in denen die betreffende Gestalt vorkommt, und ermöglicht so eigenständige

Explorationen der SuS im Buch. Überhaupt bringen die „Xénia“ in der Tat nette „Gastgeschenke“ mit sich: Die Seitenzahlen sind auch mit griechischen Zahlwörtern angegeben, was sowohl das Lernen der Zahlen *en passant* ermöglicht, als auch Gelegenheit zu einfachen Zahlübungen gibt. Sinnvoll bebilderte Doppelseiten klären die SuS über die Kulturkunde auf, etwa zur Skulptur, Architektur und Vasenmalerei, das Neugriechische ist sparsam, aber in einem dadurch wohl realistisch umsetzbaren Maß vertreten. Im Lernvokabular sind zu wiederholende Vokabeln nicht bloß griechisch wie in anderen Lehrwerken, sondern gleich mit den Lernbedeutungen aufgeführt. Auf den Übungsseiten fungieren zwei junge ausländische Sklaven (Onesimos und Chryseis), die auch erst Griechisch lernen müssen, als „Stellvertreterfiguren“; in ihrer kindgerechten Visualisierung sollen sie wohl auf SuS motivierend wirken, stehen aber in schwer erträglichem Kontrast zu dem Anspruchsniveau der Lektionstexte. Völlig neu in einem Griechisch-Lehrwerk dürfte die Einbeziehung der auditiven Dimension des Altgriechischen sein: Am Rand angegebene Mediacodes ermöglichen den Download von mp3-files, mit denen man sich die Lektionstexte und die neuen Vokabeln in rekonstruierter attischer Aussprache des 5. und 4. Jahrhunderts und mit unterschiedlichen Tonhöhen für die verschiedenen Akzente anhören kann. Selbst wenn man als Lehrkraft von der gewohnten Aussprache nicht abweichen will, bietet dies den SuS doch eine aufschlussreiche Kontrasterfahrung.

Wie so oft im Leben können aber auch hier nicht immer alle „Gastgeschenke“ erfreuen. Das Buch enthält, wie so oft bei Lehrwerken des Buchner-Verlages, viele funktionslose Abbildungen; Aufgaben zur Bildbetrachtung sind verschwindend selten. Insbesondere die abgebildeten Werke der modernen Kunst überfordern die SuS, und dies nicht erst dann, wenn das Bild gar nicht zum Text passt (L. 12 berichtet von Polyphems Blendung, bildet aber den verliebt auf Galatea blickenden Kyklopen ab). In gestalterischer Hinsicht sind die vielen Aufforderungen zum Markieren und Einsortieren, sprich: Reinschreiben ins Buch für Bundesländer mit Lernmittelfreiheit ärgerlich. Auch hätte man den Platz für eine ohnehin von

der Lehrkraft vorzulesende Fantasiereise (S. 67) sicher sinnvoller füllen können. Und warum steht der griechische Hochpunkt über der Zeilenmitte? Im Vokabelteil schließlich begegnen den SuS viele für sie rätselhafte Fremdwörter, sei es dass sie über ihren Wissens- und Erfahrungshorizont hinausreichen, nicht alle griechischen Bestandteile ihnen schon bekannt sind oder sie gar dem falschen Wort zugeordnet sind (alle drei Fehler auf S. 213 bei „Peripatetiker“ zu περί m. Gen. = „über“).

Die Textaufgaben sind durch Symbole für Sprach-, Text-, Methoden- und Kulturkompetenz gekennzeichnet. Es ist auch das Bestreben erkennbar, einige dieser Kompetenzen lektionsübergreifend durch wiederholte Anwendung einzuüben, so bei der Texterschließung. Ansonsten wird aber meist Leistung eingefordert und nicht Kompetenz geschult, da die SuS keine Hilfestellungen oder Trainingsmöglichkeiten bekommen. Immerhin finden sich in zusätzlichen Modulen Tipps zu den Themen Vokabellernen, Satzerschließung, Textkohärenz, Sprachvergleich und Informationsbeschaffung. Jede fünfte Lektion ist eine „Erkenne dich selbst-Lektion“, die wegen der neuen Lernvokabeln darin obligatorisch ist. Zu den Aufgaben, deren Bearbeitungszeitpunkt vor, während und nach der Übersetzung genau angegeben ist, stehen Musterlösungen im Internet bereit, damit die SuS ihren Kompetenzerwerb selbstständig kontrollieren können.

Auf abwechslungsreich gestalteten Doppelseiten gibt es pro Lektion im Schnitt 5 bis 6 Übungen, deren Übungsziel mit Buchstaben markiert ist (Vokabular, Formenlehre, Syntax, aber auch Wiederholungs- und Kreativübungen). Ca. 40% der Aufgaben sind entweder zur quantitativen Differenzierung unterteilt oder bieten den SuS Alternativen zur Auswahl nach ihren (vermeintlichen) Interessen. Leider gibt es oft nur jeweils eine Übung zu den neuen Grammatikphänomenen, Übungen zu Fremd- und Lehnwörtern fehlen ganz. Die funktionale Sprachbetrachtung scheint kein leitendes Prinzip gewesen zu sein (bei Einführung des Partizips gibt es z. B. nicht eine Übung zu dessen Gebrauch), während in den ersten Lektionen Wortarten unnötig häufig thematisiert werden.

Die Behandlung der Texte im Unterricht wird dadurch erschwert, dass bei der Bearbeitung der Originaltexte Auslassungen oft zu Unstimmigkeiten im Text geführt haben. In zwei Lektionen sind dadurch Personalpronomina der 2. Person bezugslos geworden, sodass die ganze Anredesituation unklar wird (S. 35, Z. 8; S. 65, Z. 14). Der Lektionstext 8 soll laut dem Einleitungssatz berichten, „wie Alexander als Kind sein Pferd Boukephalos bändigt“, bringt dann aber im ersten Satz unvermittelt nicht nur ALEXANDERS Vater PHILIPP, sondern auch πάντας τοὺς παρόντας ins Spiel. In zwei Dialogen nach LUKIANS „Meergöttergesprächen“ setzt einer der Gesprächspartner jeweils zu längeren Erzählungen an, in beiden Fällen unerwartet, da die Aufforderung dazu entweder ganz fehlt (S. 61, Z. 6) oder logisch unklar ist (S. 57, Z. 9-10). Aber auch übertriebene Treue zum Original erschwert den SuS das Verständnis. Was, beispielsweise, sollen diese mit ihrer Kenntnis von ἀλλά und γάρ in folgendem Satz anfangen: Ἄλλ’ ὁράω γὰρ τόνδε παῖδα Θησεῶς ἐρχόμενον Ἰππόλυτον ἔξω τῶνδε βήσομαι τόπων (S. 102, Z. 4-5, statt: Ἄλλ’ – ὁράω γὰρ ... Ἰππόλυτον – ἔξω ...). Und im anschließenden L-Text stellen gleich fünf aus der Vorlage übernommene Hyperbata die SuS vor unnötige Probleme.

Die Entscheidung für Originaltexte als Grundlage bringt auch Härten in der Grammatikprogression mit sich. In der Lektion 4 haben die SuS zu lernen: die Demonstrativpronomina οὗτος, ὅδε und ἐκεῖνος, das verwechslungsanfällige Pronomen αὐτός, die 1. und 2. Person im Indikativ nebst Imperativ und Infinitiv der *verba vocalia* und *muta* sowie von εἰμί, Infinitivkonstruktionen nach ἐθέλω und δεῖ, den Aci sowie den Konditionalsatz. Als Folge sind die einzelnen Grammatikphänomene oft nur in geringer Zahl im Text vertreten. Einige Grammatikphänomene sind in das Lernvokabular „ausgelagert“, etwa die Personalpronomina (ἡμῶν fehlt) und die zweiendigen Adjektive, aber auch Einzelformen wie ἴδοιμι (L. 27) oder βούλει (L. 38), offenbar als Entlastung für die grammatische Stoffmenge. Gleichwohl bleibt die Grammatikprogression steil und induktive Grammatikeinführung am Text häufig unmöglich.

Stand das Projekt *Xenia* unter einem ungünstigen Stern? Die erste Auflage war jedenfalls so

fehlerhaft, dass schon wenige Monate später eine zweite erscheinen musste. Vieles ist jetzt berichtigt, vor allem im Inhaltsverzeichnis und im Lernvokabular. Dass noch immer auf der Vorsatzkarte Inseln falsch (Tenedos, Keos, Delos) oder unantik (Alonnisos) bezeichnet sind, das α *privativum* als syntaktisches Phänomen aufgeführt wird (S. 6, zu L. 9) und $\acute{\omega}\varsigma$ in der Bedeutung „dass“ scheinbar mit Partizip stehen kann (S. 227), das sind vielleicht weniger wichtige Kleinigkeiten, von denen sich aber noch viele aufzählen ließen. Wirklich störend ist aber, dass nach wie vor in den Lektionstexten Grammatikphänomene auftauchen, die im Inhaltsverzeichnis nicht genannt sind: Die Enklise wird schon in Lektion 2 statt in L. 3 verwendet, Krasis und Negationenhäufung kommen nicht erst in L. 22 bzw. L. 8 vor, sondern schon in L. 3 (S. 21, Z. 1 bzw. Z. 10-11). Andererseits fehlt manches, was ausgewiesen ist: Die Lektion 11 enthält nur Wort-, nicht auch Satzfragen, wie vorgegeben (überhaupt kommen die Fragepartikeln sehr spät: $\acute{\alpha}\rho'$ $\acute{\omega}\nu$: L. 18 – $\acute{\alpha}\rho\alpha$ $\mu\eta$: L. 19 – $\acute{\alpha}\rho\alpha$: L. 38!). Ähnlich bei den Aufgaben: Zu einem Text ohne Nebensätze sollen die SuS nach einem Satzgefüge suchen (4 L1, Aufg. 1) oder in einem Text mit ausschließlich prädikativen und substantivierten Partizipien auch solche in attributiver Stellung finden (7 L, Aufg. 2). Daher muss die Lehrkraft bei der didaktischen Analyse überaus vorsichtig, ja geradezu misstrauisch sein. Hilfestellung wird auch die angekündigte Grammatik nicht bieten, da es sich um eine Systemgrammatik handeln soll.

SuS können mit *Xenia* faszinierende und anspruchsvolle Aspekte der griechischen Kultur kennenlernen, und nichts spricht dagegen, dass sie mit *Xenia* ausreichend Griechisch lernen. Für die Lehrkraft aber wird die Vorbereitung auf das Unterrichten mit *Xenia* ein saures Geschäft.¹

Anmerkung:

- 1) Dieser Rezension liegen Unterrichtserfahrungen mit *Xenia* L. 1-7 in einer achten Klasse zugrunde.

MARTIN HOLTERMANN, Mannheim

Ellerbrock, Uwe / Winkelmann, Sylvia, *Die Parther. Die vergessene Großmacht, Darmstadt / Mainz (Philipp von Zabern) 2012, 290 S., 55 Abb., 4 Tab., EUR 29,99 (ISBN 978-3-8053-4454-8).*

Sind die Parther wirklich eine vergessene Großmacht, von der „kaum etwas bekannt“ (13) ist, wie es der Untertitel des Buches suggeriert und wie es die Verf. (E./W.) aus den politischen und weltanschaulichen Situationen der Vergangenheit und Gegenwart zu erklären versuchen? Dieses Urteil gilt gewiss nicht für die Zeit ihrer aktiven Machtentfaltung, also etwa von 247 v. Chr. bis ca. 228 n. Chr. In diesen fast 500 Jahren stellten sie nämlich für die Römer einen ebenso unüberwindlichen Gegner und Quell traumatischer Erfahrungen im Südosten dar wie die Germanen im Norden. Ein Unterschied im Erleben beider Völker besteht allerdings in der Verarbeitung der durch sie erlittenen Niederlagen. Während die *clades Variana* zur nationalen Katastrophe avancierte und zum Verzicht auf Eroberungen jenseits des Rheins führte, verstanden es die Kaiser seit AUGUSTUS, Niederlagen im Osten immer wieder in Siege umzudeuten. Damit aber blieben die Parther stets im öffentlichen Bewusstsein fest verankert und waren keineswegs vergessen oder verdrängt, wie nicht zuletzt die Reliefs des Parthermonuments in Ephesos¹ und ihre zahllosen Erwähnungen in der Literatur² belegen.

Gerade in diesem Zusammenhang wird ein grundsätzlicher Mangel des Buches erkennbar: Die Verf. verzichten auf jegliche Literaturverweise in Form von Fußnoten oder Anmerkungen und ebenso auf die Angabe von Zitatstellen der antiken Literatur. Als Beispiel mag die Erwähnung eines HORAZgedichtes (31) dienen; der Inhalt einer Stelle wird referiert, ohne dass sie, c. I 29, 1-6, angegeben wird, so dass es dem Leser kaum möglich ist, hier und überhaupt die aus römischen oder griechischen Quellen gewonnenen Aussagen des Buches selbst zu überprüfen. Gleiches gilt für weitere Informationen, in unserem Beispiel die Datierung der in Bezug genommenen Stelle auf das Jahr 25 v. Chr. Obwohl diese Datierung mehr als fraglich ist, denn vieles spricht eher für das Jahr 27/26 v. Chr. im Zusammenhang mit der Expedition des AELIUS GALLUS nach Ara-

bien, wird kein Hinweis auf die Herkunft dieser Annahme gegeben.

Deutlicher noch wird dieser fragwürdige Umgang mit der antiken und modernen Literatur im Kapitel über „Die Küche der Parther“. Hier (150) gibt E. wieder ohne Stellenangabe das Rezept für einen *pullus Parthicus* nach APICIUS (VI 9,2) an und bietet in der Übersetzung der Zubereitungsanleitung für *ornas* die ungewöhnliche und in Lexika nicht ausgewiesene Wendung *dressiere*. Sie scheint der Apicius-Ausgabe von ROBERT MAIER³ oder seinem Lateinischen Wörterbuch der Kochkunst⁴ entnommen zu sein, ohne dass Hinweise auf ihren Urheber oder die Urheberschaft der gesamten in Anführungszeichen gesetzten Version existieren.

So bleibt beim ratlosen Leser an mancher Stelle des Buches Unbehagen und Skepsis gegenüber den auf solche Weise gewonnenen Ergebnissen zurück. Das knappe Literaturverzeichnis (285-288) einschließlich eines einseitigen Hinweises auf „Empfehlenswerte Internetseiten“ kann jedenfalls das beschriebene Defizit nicht ausgleichen.

Anders aber steht es um den Eindruck von den Partien des Buches, die die Münzen, die Hauptquelle für die parthische Geschichte (19 und 246), und die Kunst oder Architektur zum Inhalt haben. Hier zeigen die Verf. oft die beschriebenen Objekte in Abbildungen und machen damit ihre Aussagen nachvollziehbarer. Befremdlich wirkt es allerdings, dass die auf den Münzen im Genitiv angegebenen Namen und Titel der parthischen Könige im Text des Buches als Nominative behandelt und übersetzt werden (156-158), dies aber nicht einmal konsequent; so tauchen eben auch Nominative, z. B. *dikaios*, *neikesas*, neben den übrigen Genitiven auf (157). Zudem finden sich darunter viele Druckfehler: *rasileon* statt *basileon*; *philadephou* statt *philadelphou*; *phillenos* statt *phillellenos* sowie *nikiphorou* statt *nikephorou* (251) und eine falsche Übersetzung von *philadelphou* mit „der Menschenliebende“ (158). Druckfehler begegnen leider auch an anderen Stellen, z. B. *Trailleis* statt *Tralleis* (163), *Statthalter* statt *Statthalter* (129).

Auf derartige Einschränkungen gilt es beim Lesen des Buches zu achten, das auf 284 Seiten

und mit 55 meist farbigen und überwiegend großformatigen Abbildungen einen umfassenden Überblick über die Geschichte und Kultur der Parther unter Einschluss ihrer Siedlungsweise, ihrer Sozialstruktur, ihres Handels, ihrer Zeitrechnung, ihrer Literatur und ihres Militärwesens zu vermitteln versucht. Seine Stärken liegen vor allem in den Kapiteln über „Die Kunst der Parther“ (197-244) und „Religionen im Parthischen Reich“ (245-279), die wissenschaftlichen Kriterien am ehesten gerecht werden.

Dennoch möchte es der Rez. abschließend nicht versäumen, wissenschaftlicher konzipierte Werke wie etwa das von KLAUS SCHIPPMANN, Grundzüge der parthischen Geschichte, Darmstadt 1980, zur parallelen Lektüre zu empfehlen.

Anmerkungen:

- 1) Heute zu besichtigen im Ephesos-Museum in der Wiener Hofburg.
- 2) Vgl. dazu M. Wissemann, Die Parther in der augusteischen Dichtung, Frankfurt/M. u.a. 1982.
- 3) Das römische Kochbuch des Apicius, Stuttgart 1991, 95.
- 4) Glossarium Culinarium Latinum, www.maierphil.de/cooking/Glossarium_Culinarium.pdf s.v.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

R. Pogorzelski, *Die Traianssäule in Rom. Dokumentation eines Krieges in Farbe*. Mainz 2012, EUR 29,90 (ISBN 978-3-9439-0400-0).

„Durch ihre große und weitreichende Wirkmächtigkeit boten diese Bildwerke den Machthabern eine ideale Plattform für politische Propaganda. Die Traianssäule in Rom ist eines der besten Beispiele für eine politische Botschaft der römischen Machthaber“ (6). Mit dieser Einschätzung beginnt R. POGORZELSKI (P.) seine Beschreibung von 53 Bildern der Traianssäule. Diese gelingt auf 111 Seiten (29–139) durchaus anschaulich, präzise und kenntnisreich, insbesondere hinsichtlich der rekonstruierten Farbigkeit, die dem Relief eine eindrucksvolle Plastizität und Tiefe verliehen hat. In diesem Arbeitsteil wird neben der profunden Sachkenntnis auch der große Enthusiasmus P.s insbesondere in Bezug auf die *militaria* deutlich. Dieser Teil ist auch in

sich geschlossen, was durch die strenge Form des Sujets nicht weiter verwundert, und auch nahezu frei von orthographischen Defiziten.

Jedoch: Wenn gerade dieses Kunstwerk als das „beste Beispiel“ einer „idealen Plattform“ kaiserlicher Propaganda bezeichnet wird (6), wenn eine „umfassende Publikation zu den Reliefs der Traianssäule“ noch aussteht, die „vorliegende Studie“ „einen neuen Überblick über die Gesamtaussage des Monuments“ geben soll (10), dann ist sein „eigentliches Ansinnen“ allein „die Dokumentation eines Krieges in all seinen Einzelheiten mit allen politischen und menschlichen Konsequenzen!“, wie es in der Schlussbetrachtung heißt (140)? Sowenig die *commentarii* führender politischer Persönlichkeiten Roms seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. allein der „Dokumentation“ dienen – auf die ausgefeilten CAESARS wie die TRAIANS verweist P. selbst (27), anscheinend ohne den Zusammenhang zu erkennen –, sowenig die bildliche Darstellung auf der Traianssäule in ihrer bunten Plastizität. Hätte sich P. von vornherein auf die detaillierte Beschreibung und Analyse der einzelnen Bildelemente beschränkt, wäre die Arbeit in sich geschlossen. Am Ende formuliert P. eine Teilaussage des Monuments, die Plattform kaiserlicher Propaganda spielt keine Rolle mehr. So wird zu Beginn ein Anspruch erweckt, der in der Schlussbetrachtung nicht erfüllt, ja nicht einmal mehr angedeutet wird, auch wenn es im Arbeitsteil selbst viele Anknüpfungsmöglichkeiten gegeben hätte. Das ist ein methodischer Fehler auf der Ebene eines Proseminars oder eines entsprechenden Moduls im Bachelorlehrgang.

Innerhalb dieses Rahmens sind weitere methodische Ärgernisse in gewisser Weise schlüssig: Es wird angekündigt, auf die Inschrift „einzugehen“ (6), geklärt werden nur Schrifttypen, Inhalt und Sachfragen (22), eine Kontextualisierung mit dem propagandistischen Potential der Säule findet nicht statt. Der Abschluss dieses Kapitels ist ohne Zusammenhang, geradezu baedekerhaft (22). APOLLODOR ist zuerst kein Bildhauer (14), dann Schöpfer des Reliefbandes (16). Als Bestandteil „technische(r) Daten“ wird die nachträgliche Einfügung der Säule in das Konzept des *forum Traiani* erklärt (16). Bilder

haben keinen Zusammenhang zum Text (22, Abb. 7 und 8). Die Photos aus der Reenactmentszene tragen zur tieferen Deutung des Reliefs jenseits eines vordergründigen Verständnisses der Darstellung nichts bei (103. 108. 116f. 123 u. ö.). Die Definitionen römischer Wertbegriffe (u. a. *pietas, fides* (20)) sind fragwürdig. Grundsätzlich werden keine Textstellen angegeben, dies gilt insbesondere für die achtzig Bände CASSIUS DIOS, der Informationsgrundlage für die Dakerkriege (27), in denen der Leser die Zitate selbst suchen muss. Als Primärquellen werden grundsätzlich nur Übersetzungen, bis auf Plutarchs *vitae*, angegeben, ohne einen Grund für diese Ausnahme anzugeben. Nach dem Verzeichnis gibt es nur drei Arbeiten zur Traianssäule (145). Man darf allerdings angesichts dieser Anfängerfehler fragen, worin insbesondere bei den grundlegenden Anfangskapiteln die Betreuung durch den Verlag bestanden hat.

In summa sei festgestellt, dass die Arbeit auseinanderfällt. Im Sinne einer konkreten Beschreibung und Analyse der Bildelemente und gewisser Schlussfolgerungen für die *militaria* der römischen Kaiserzeit ist das Buch im betreffenden Abschnitt durchaus gelungen, die Einbindung in einen größeren Kontext jedoch nicht. Gerade weil durch die Farbgebung die Plastizität der Darstellung, mithin die Botschaft kaiserlicher Propaganda als Gesamtaussage mehr als eindrucksvoll hätte belegt werden können, ist hier eine große Möglichkeit verschenkt worden.

BENEDIKT SIMONS, Düsseldorf

Oliver Ehlen, *Venantius-Interpretationen. Rhetorische und generische Transgressionen beim „neuen Orpheus“*. Reihe *Altertumswissenschaftliches Kolloquium Band 22*, Verlag: Franz Steiner. Stuttgart 2011. 479 S. EUR 68 (ISBN 978-3-515-09872-4).

OLIVER EHLEN hat es sich in seiner Habilitationsschrift zur Aufgabe gemacht, den Dichter VENANTIUS FORTUNATUS dem Vergessen zu entreißen, so wie es PAULUS DIACONUS schon in der Epoche KARLS DES GROSSEN unternommen hat; deshalb leitet Ehlen (E.) sein Vorwort mit Zitaten aus dem Epitaph des Paulus Diaconus auf Venantius Fortunatus ein (7). Zu Recht beklagt

E. die Tatsache, dass bis heute dieser Dichter nur wenigen Fachleuten bekannt ist. Ob Fortunatus der letzte bedeutende Dichter der Antike oder bereits der erste Dichter des Mittelalters war, mag auch E. nicht entscheiden.

E. baut seine Arbeit insofern sinnvoll auf, als er zunächst den historischen und biographischen Kontext klärt, in den Venantius Fortunatus hineingeboren wurde (12ff.); dazu prüft E. umsichtig die vorhandenen Quellen des 6. Jahrhunderts, insbesondere die Angaben zu Gallien unter der Herrschaft von CLOTHAR I. und seinen Nachfolgern. Informationen über RADEGUNDE VON POITIERS und GREGOR VON TOURS werden ebenso einbezogen wie die *Vita* des Dichters selbst (19-36). Sehr ausführlich analysiert E. den aktuellen Forschungsstand und erklärt seine Fragestellung (37ff.). Dazu gehört nach Meinung des Verfassers insbesondere auch die Gattungsproblematik und insgesamt Gattungsfragen in der Antike (44-60). Im dritten großen Kapitel (61-448) untersucht E. zahlreiche Schriften des Dichters und ordnet sie in das Gesamtoeuvre ein. Ein erster Blick in das Inhaltsverzeichnis macht recht schnell deutlich, dass Venantius Fortunatus in der Tat ein bedeutender Dichter und Schriftsteller war, denn seine Werke lassen sich unterteilen in Prosaschriften, Briefe, Heiligenviten, sonstige theologische Schriften und Gedichte. Im vierten Kapitel bietet E. eine gehaltvolle Zusammenfassung (449-459), dem ein Abkürzungsverzeichnis, ein Literaturverzeichnis und ein Stellenregister folgen (460-479).

Ehlens Thesen bestehen darin, dass Venantius Fortunatus erstens kein Epigone war, er zweitens pagane Gattungen für Texte christlichen Inhalts fruchtbar gemacht hat und drittens ganz bewusst Gattungsgrenzen überschritten hat – „transgrediert“, wie es E. in seinem Buch immer wieder formuliert. Ehlers Ziel war es auch, für die jeweilige Gattung die entsprechende Selbstpositionierung des Autors zu prüfen. Aufgrund exakter Analysen und Interpretationen verschiedener Texte gelingt es E., „eine deutliche Tendenz zur rhetorischen und generischen Transgression bei Venantius Fortunatus aufzuweisen“ (450).

Zunächst untersucht E. die Prosaschriften und beginnt mit den Briefen. Die Analyse des Brie-

fes an MARTIN VON BRAGA (V, 1) (66ff.) ergibt, dass der Autor die Grenzen von Prosaenkomion und Begleitbrief überschritten hat, während E. im Brief an Bischof SYAGRIUS VON AUTUN (V, 6) (95ff.) einen Multifunktionsbrief erkennt. Es gelingt E. überzeugend nachzuweisen, dass Venantius Fortunatus „durch eine manieristisch-rhetorische Durchdringung auf der Stilebene Vorgängertexte“ übertrifft, dass er aber auch aufgrund der Verwendung verschiedener Elemente Gattungsgrenzen überschreitet. Feinsinnig analysiert E. die Proömien der Heiligenviten und beschreibt die besondere Art und Weise, wie Venantius als Biograph in Erscheinung tritt (105ff.).

Als Beispieltext für die theologische Seite des Autors analysiert E. die *expositio symboli* (XI, 1)(152ff.), für die auch der Prätext von RUFIN, nämlich eine Schrift mit demselben Titel, überliefert ist. Durch eine genaue Gegenüberstellung beider Texte lässt sich die Vorgehensweise des Venantius Fortunatus gut herausarbeiten. Der Autor folgt seinem Vorgänger in inhaltlicher Hinsicht, verzichtet aber auf umfangreiche theologische Betrachtungen, wobei er stets die Hauptaussagen Rufins beibehält. Was die Stilistik angeht, so wählt Fortunatus einen anderen Weg als sein Vorgänger, da er sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikroebene konzeptionell und kompositorisch bewusst andere Verfahren wählt. Besonders wichtig für den Autor ist die Zahlen-tektonik; so enthält das Figurengedicht *Carmen V, 6a* exakt dreiunddreißig Hexameter, entsprechend dem Alter von JESUS CHRISTUS, dessen Inkarnation auf Erden eben diese Zahl aufweist.

Einen breiten Raum nehmen die Interpretationen der Gedichte des Fortunatus ein, entsprechend der Quantität seines *Oeuvres*. Auffällig ist, dass der Dichter und Schriftsteller gerade in den Proömien die Grenzen zwischen Prosa und poetischen Texten überschreitet, da er Widmungsbriefe in Prosa seiner Gedichtsammlung voranstellt. Vielfältig sind die Gattungen innerhalb der Dichtung, denen sich Fortunatus widmet: panegyrische Texte, Epitaphien, Viten in Metren, Gelegenheitsgedichte, Hymnen und Elegien. Ein weiteres Beispiel für die Gattungstransgressionen stellt die *Vita* des MEDAURUS (II,

16) dar, die als Diptychon angelegt ist und in der Prosa- und Versabschnitte wechseln; sie verbindet auch epische Elemente mit denen einer Heiligenvita; darüber hinaus verwendet der Dichter in der Binnenstruktur zwei Kompositionsschemata, die einerseits auf die Hymnentradition zurückgehen, andererseits auf die Gattung der Prosaviten rekurren.

Dass Venantius Fortunatus seine literarischen Vorbilder genau kennt, geht auch aus dem Stellenregister hervor, und man kann gut verstehen, dass er sich selbst in ironischer Weise als *novus Orpheus lyricus* bezeichnet.

Die Fachdidaktik Latein sollte aufgrund der vorliegenden Studie überlegen, ob nicht einige ausgewählte Texte für die Behandlung im Unterricht geeignet sind, denn Venantius Fortunatus ist ein wichtiger Autor an der Grenze zwischen Spätantike und Mittelalter und zeigt die große Kontinuität, in der sich die lateinische Literatur befindet. Wer sich zukünftig mit den Werken des Venantius Fortunatus befassen möchte, sollte auf das Buch von Oliver Ehlen auf jeden Fall zurückgreifen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Der Neue Pauly. Supplemente 6. Geschichte der Altertumswissenschaften. Biographisches Lexikon hg. v. Peter Kuhlmann und Helmuth Schneider. J. B. Metzler. Stuttgart, Weimar 2012. LXII S., 1476 Sp. EUR 179,95 (ISBN 978-3-4760-2033-8)

Im Neuen Pauly (hier kurz: DNP) Bd. 13ff. ging es um die Institutionen, die für die Altertumsforschung von Bedeutung sind, um die Entwicklung der einzelnen altertumswissenschaftlichen Fächer, um ihre Rolle in den verschiedenen Ländern; dazu AAHG 53, 2000, 242ff. (dort sind die älteren Besprechungen genannt); 55, 2002, 107ff. Die Supplementbände (1ff.: 2000ff.) behandeln in Auswahl verschiedene Aspekte der Antikerezeption kumulativ bzw. ergänzend: Bd. 2 die Geschichte antiker Texte von der handschriftlichen Überlieferung bis zu den Übersetzungen; Bd. 5 antike Mythen und ihre Rezeption; Bd. 4 ist ein rezeptions- und wissenschaftsgeschichtliches Register zu DNP 13-15/3; Bd. 7 gilt der Rezeption antiker Autoren und ihrer Werke

(dazu FC 4/11, 326ff.; AAHG 65, 2012, 85ff.; zu Bd. 2, 4, 5: AAHG 64, 2011, 101ff., zu 5 auch: IANUS 32, 2011, 107f.). Bd. 6 ist ein biographisches Lexikon ausgewählter, nicht mehr lebender Altertumswissenschaftler: Philologen, Althistoriker, Archäologen einschließlich Ägyptologen (CHAMPOLLION) und Altorientalisten, aber auch von für die Antike/Antikerezeption wichtigen Dichtern, Künstlern, Kunstsammlern wie LESSING, WIELAND, GOETHE, RUBENS, ELGIN, auch von „Romanisten und Komparatisten“ wie ERNST ROBERT CURTIUS, „Kunsthistorikern und Kulturwissenschaftlern“ wie ABY WARBURG, „Philosophen und Gesellschaftstheoretikern“ wie KARL MARX (im selben Artikel mitbehandelt: ENGELS). Lebende Wissenschaftler erhalten keinen Artikel; sie werden erwähnt, wenn sie in der Wissenschaft eine bedeutende Rolle spielen (etwa ALEXANDER DEMANDT) oder sich als Schüler ihrer verstorbenen akademischen Lehrer inzwischen einen Namen gemacht haben. Berücksichtigt sind bei einiger wissenschaftlicher Bedeutung auch nationalsozialistische und NS-affine Wissenschaftler (meist Althistoriker; doppelsinnig bot 1998 ein Antiquar BERVES „Neues Bild der Antike“ mit dem Vermerk „leicht gebräunt“ an); von den Nazis entlassene, gemaßregelte, verfolgte, ins Exil getriebene Wissenschaftler (vor allem Philologen) sowie in Italien vom Faschismus benachteiligte (z. B. MOMIGLIANO, G. DE SANCTIS); Nazigegner bzw. dem Nationalsozialismus distanziert gegenüberstehende Wissenschaftler wie KONRAT ZIEGLER, KARL REINHARDT, SNELL. – Die Auswahl ist den Herausgebern insgesamt nicht leicht gefallen; andere Entscheidungen wären möglich und wissenschaftlich vertretbar gewesen (Vorwort).

Die Artikel informieren über Vita, wissenschaftlichen Werdegang, Werk, Publikationen, Wirkung, Sekundärliteratur. Dem Hauptteil voraus gehen die Einführung der beiden Herausgeber „Die Altertumswissenschaften von Petrarca bis zum 20. Jh.“ und eine chronologische Aufstellung der mit Artikel gewürdigten Wissenschaftler. Die Einführung erläutert die Konzeption des Bandes und gibt einen kompakten Abriss der Altertumswissenschaft seit Beginn der Neuzeit, was helfen kann, das Wirken der Persönlichkeiten entsprechend differenziert zu würdigen. Beson-

ders aufmerksam gemacht sei auf die Abschnitte über die STALIN- und die HITLERZEIT. (Schade, dass die Verfasser der Einführung nicht mitteilen, auf welche Quellen sie sich berufen.) Ergänzend heranzuziehen: ERNST VOGT, Griechische Philologie in der Neuzeit, in: HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH (Hg.), Einleitung in die griechische Philologie, 1997, 117ff., u.a. wegen der Erwähnung von MICHAEL BACHTIN.

Herausgegeben haben das Werk die Professoren PETER KUHLMANN und HELMUTH SCHNEIDER, einer der Supplemente-Herausgeber, unter Mitwirkung von sieben „Fachgebiets-Herausgebern“ (unter ihnen ist der frühere DAV-Vorsitzende Prof. STEFAN KIPF). Verfasst sind die Artikel von über 200 in- und ausländischen Wissenschaftlern (unter ihnen ist der FC-Schriftleiter Prof. ANDREAS FRITSCH); fremdsprachige Beiträge wurden ins Deutsche übersetzt.

Zum Hauptteil des 800-Druckseiten-Werkes: FRANZ DORNSEIFF (* 1888) „Schüler von Franz Bopp“ († 1867)? Dornseiffs Doktorvater BOLL (Promotion: 1916) hieß ebenfalls Franz... Die Beziehungen Alter Orient/Griechenland sind in dem vergleichsweise knappen Dornseiff-Artikel als eines seiner Arbeitsgebiete erwähnt. Wenn es S. XXXIX heißt, dass „die von dem dänischen Archäologen FREDERIK POULSEN schon 1912 entdeckten Einflüsse des Alten Orients auf die griechische Kultur in Deutschland sehr lange ignoriert und erst spät durch engl.-sprachige Vermittlung (MARTIN WEST) wahrgenommen“ wurden, so sei hier darauf hingewiesen, dass sich gerade Martin West z. B. im Gnomon 35, 1963, 300 positiv über Dornseiffs einschlägige Forschungen geäußert hat. Ich zitiere diese Stelle in meinem Buch „Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen“ ...“ (1999), zusammen mit den anerkennenden Wertungen LESKYS („Es bleibt Dornseiffs Verdienst, in Zeiten grundsätzlicher Orientblindheit unserer Wissenschaft unverdrossen auf die Bedeutung dieser Fragen hingewiesen und in einzelnen Beiträgen die Möglichkeit historischer Forschung gezeigt zu haben“) sowie BURKERTS („Von den deutschen Philologen behielt nur Franz Dornseiff die östlichen Hochkulturen von Israel bis Anatolien stets

im Blick“; er war „einer der ersten, den neuen Vorstoß vom Orient ins klassische Altertum zu würdigen, der sich mit der Entzifferung der hethitischen Texte ereignet hat“). Unter den Veröffentlichungen von, über, für D. vermisst man: Sprache und Sprechender (Kl. Schr. 2), 1964; Franz Dornseiff in memoriam, 1986; Festschrift F. D., 1963. Sein im Artikel genannter „Deutscher Wortschatz nach Sachgruppen“ liegt in der Tat in 8. Aufl. vor; zu der exzellenten Einführung von H. E. WIEGAND und der unzulänglichen Bearbeitung des Hauptteils durch den Informatiker QUASTHOFF s. Muttersprache 115, 2005, 72-76, zum Werk insgesamt und zu dem Echo im Dritten Reich s. „Die Welt...“ 11-15 und 29-36. FC sollte mit Band, Jahr, Seite zitiert werden oder mit Heft plus Schrägstrich, Jahr, Seite, also z. B. in Sp. 321: FC 53, 2010,... oder 4/2010,... – Zu ENGELS’ „Ursprung der Familie“ (791 im MARX-Art. erwähnt) s.: Keine „individuelle Geschlechtsliebe“ in der Antike?, in: Klio 71, 1989, 528ff. – Bei ERASMUS sowie bei REUCHLIN vermisst man ein Wort zu der von ERNST VOGT (s.o.) 120 erörterten „erasmischen“ und „reuchlinischen“ Aussprache des Altgriechischen. (Die erasmische ist 987 im Art. Plethon erwähnt); vgl. auch: Shakespeare und die griechischen Schafe, FC 1/09, 70ff.; Phasis 11, 2008, 179ff.; Proverbium 26, 2009, 447ff. – Zu GOETHEs Kenntnis älterer Philologie: „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius“ (Zahme Xenien IV). – Zu KAROS Schicksal im Dritten Reich s. AAHG 57, 2004, 113f. und Jb. Sächs. Akad. d. Wiss. 1979/80, 1982, 255ff. (Nachruf Orlandos), zu dem NORDENS zuletzt FC 2/12, 154f. – Die NS-Vorschrift (Nürnberger Gesetze), dass Juden zu leichter Identifizierung ggf. zusätzlich einen jüdischen Vornamen tragen mussten, hatte ein makabres Nachspiel: Noch lange nach 1945 erhielt der 1935 als ‚Nichtarier‘ abgesetzte Gräzistik-Professor KURT LATTE von der für ihn zuständigen Regierungsbehörde einen an „Kurt Israel Latte“ gerichteten Brief. – LESSINGS frühe Vertrautheit mit altertumswissenschaftlichen Spezialissima wie BENTLEYS Echtheitskritik wird in einem seiner Jugendgedichte deutlich: „Horaz... seh ich, dann ohne krit'sche Schlüsse / dich tiefer als zehn Bentley ein.“ – KARL MEULI war nicht adlig

(43, richtig: 814). – Zu MONTESQUIEU ist darauf hingewiesen, dass er seine Attacken gegen den Aberglauben in Rom vor allem auch auf zeitgenössische Verhältnisse bezogen wissen wollte; Entsprechendes gilt für LUKIANUS „Lügenfreund“. – PAULYS Lukian-Übersetzung steht auf derselben Höhe wie diejenige WIELANDS. Auf dem Buchmarkt existiert seit Jahrzehnten keine dieser beiden fast vollständigen deutschen Übersetzungen. 1974 erschien die orthographisch überarbeitete Fassung der Wielandschen Verdeutschung mit völlig neuem Kommentar (der Nachdruck von 1981 ist ebenfalls längst vergriffen); vgl.: „Wenn du dir aus dem Meßkatalog einiges aussuchst, so vergiß Wielands Lukian nicht“, Philol. 129, 1985, 121ff. – *Faute de mieux* noch immer heranzuziehen ist VIKTOR PÖSCHLS „Bibliographie zur antiken Bildersprache“; dazu: Deutsche Literaturzeitung 88, 1967, 785ff. – SCHADEWALDT hat zwar das „dokumentarische Übersetzen“ theoretisch und praktisch auf den Schild gehoben, aber in seinen vier (zur Aufführung bestimmten!) ARISTOPHANES-Übertragungen auch das viel zu wenig beachtete „dokumentarische Transponieren“, dazu: FC 2/06, 160f. – Bei der Würdigung von SNELLS antinazistischer Haltung wünschte man sich einen Hinweis auf seine mutige und witzige „Ja“-Miszelle (Hermes 70, 1935, 355f.). – Zu Voss' Polemik gegen F. A. WOLF (S. 1276) s. „Das Vöblein ist ja bei den ‚Acharnern‘ noch mehr acharné“, RhM 147, 2004, 190-218. – Schon im Vorspann zum Wieland-Art. könnten die programmatisch antikebezogenen Titel der von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Attisches Museum/Neues Attisches Museum“ angeführt sein. An Forschungsliteratur genannt werden könnte die Wieland-Bibliographie (1983), dazu s. Weimarer Beiträge 30, 1984, 855ff. Zum Wieland-Handbuch (Sp. 1312) s. FC 3/09, 238ff., zu BAUMBACHS LUKIAN-Buch (ebenda) s. Gnomon 75, 2003, 106-112. Vgl. ferner das oben zu Pauly Gesagte.

Im Register sollten alle wichtigen Personen erwähnt sein, auch die im Hauptteil ohne eigenen Art. angeführten (dies geschieht z.B. bei JULIETTE ERNST, für die auf den Art. MAROUZEAU verwiesen wird) sowie die nur in der Einführung genannten Personen, also zum Beispiel ALEXAN-

DER DEMANDT (S. XLII) und VERNANT, aber auch die in den Personenartikeln angeführten Politiker wie GÖRING und HIMMLER als Förderer ALTHEIMS (der Rassenideologe ALFRED ROSENBERG begegnet, dies verzeichnet das Register, in den Art. HARDER, J. VOGT, W. WEBER).

Druckfehler sind relativ selten: So muss es Sp. 1333 *historía* (statt: *Historéa*) und *historión* heißen (wenn möglich, das zweite o mit Längezeichen und Akzent), 1316 SCHADEWALDT, 1123 HELLMUT FLASHAR, S. LXII: „ein... Lemma“. In der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (Sächsisch mit großem S, weil Namenbestandteil [Sp. 1075]) ist für die Leiter der Klassen die nicht eingedeutschte Form „Sekretar“ üblich. Verblüffend ist, dass sich KARL MARX in seiner Dissertation mit der „Differenz der demokratischen und epikureischen Naturphilosophie“ befasst haben soll.

Allgemein bekannt ist und mitgeteilt wird, dass KONRAT ZIEGLER und SNELL dem 1935 abgesetzten ‚Nichtarier‘ KURT LATTE halfen, dass Ziegler ihn versteckte und dass Latte nach 1945 Ziegler „in der Frage seiner Berufung“ [auf einen Göttinger Lehrstuhl] nicht unterstützte“ (R. BAUMGARTEN, Art. Ziegler, Sp. 1350). In D. SCHMITZ' Latte-Art. heißt es, dass Latte 1945 „möglicherweise aus politischen Gründen“ nicht bereit war, sich „für den ‚roten‘ Ziegler einzusetzen“ (Ziegler war als Sozialdemokrat, Pazifist und Nazigegner bekannt). Das Adverb „möglicherweise“ schließt andere Gründe zumindest nicht aus. In der Einführung von Kuhlmann und Schneider liest man S. XXXIX: „Ziegler versteckte den Juden Latte unter Lebensgefahr; dann verhinderte Latte nach 1945 die Berufung seines fachlich renommierten Retters Ziegler auf eine Professur in Göttingen wegen dessen sozialdemokratischer Gesinnung, welche dem Juden Latte offenbar gefährlicher erschien als eine braune Vergangenheit.“ („Braune Vergangenheit“ wessen? DEICHGRÄBERS?) Warum das zweifache „Jude“? Irritierend, dass in so sensiblem Kontext – ohne Beleg – unterstellt wird, dass für Latte ausschließlich politische Gründe maßgebend waren.

Aufs Ganze gesehen sind die Texte dieses Bandes durchweg wissenschaftlich solide und obendrein gut lesbar.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Oxford Latin Dictionary. Hrsg. von Peter G.W. Glare. *Second Edition* (2 Bde.). Oxford: Oxford University Press 2012. 2398 S. £ 275.– (ISBN 0-19-958031-6).

Das *Oxford Latin Dictionary* (kurz OLD) mit seinen 40.000 Wörtern und 400.000 zitierten Belegstellen hat sich längst einen Stammplatz auf philologischen Schreibtischen erworben und sich als das einbändige Referenzwerk zum klassischen Latein etabliert (übersichtlicher als der immer noch nützliche *Georges* ist es allemal; und die Materialfülle des *Thesaurus linguae Latinae* wird man in aller Regel nur für die Klärung heikler Detailfragen heranziehen).

Exakt dreißig Jahre nach der ersten Ausgabe (1982; die einzelnen Faszikel erschienen ab 1968) hat *Oxford University Press* nun eine *second edition* herausgebracht. Der damals handgesetzte Text wurde für die Neuausgabe elektronisch erfasst, behutsam vereinheitlicht und korrigiert. (Dass sich dabei im Lateinischen neue Fehler eingeschlichen haben – ein harmloseres Beispiel liefert gleich das allererste Lemma –, ist bei einem solchen Textmoloch wohl unvermeidlich.)

Inhaltlich blieb alles beim Alten (berechtigte Detailkritik aus den Rezensionen hätte man wohl einarbeiten können). Das gilt auch für zwei prinzipielle ‚Schwachpunkte‘ der ersten Ausgabe. Aus rein pragmatischen Gründen wurden damals überwiegend Editionen der *Oxford Classical Texts* ausgewertet, auch da, wo deutlich bessere Ausgaben zur Verfügung standen. Inzwischen könnte man über die Hälfte der Ausgaben ersetzen (e.g. Hirzels Vergil [1900], Pursers Cicero-Briefe [1901-03], Garrods Horaz [1912]). Doch Zitate in sechsstelliger Zahl umzustellen, wäre nicht nur ein enormer logistischer Aufwand, sondern hätte oft genug auch inhaltliche Änderungen notwendig gemacht. – Nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte Mehrarbeit an der *Second edition* hätte ein noch größerer Schritt bedeutet: das bei den ersten Planungen lange erwogene Anliegen, das OLD nicht um 200 n. Chr. enden zu lassen, sondern (wie *Georges* und *Thesaurus*) vier Jahrhunderte später.

So beschränken sich die Änderungen im Wesentlichen auf Äußerlichkeiten, e. g. einen

zweiseitigen *Guide*, der an ausgewählten Lemmata Aufbau und Gebrauch des OLD erläutert. Drei Neuerungen verdienen besondere Erwähnung: 1.) Aus dem schweren einen wurde ein Paar etwas kleinerer (ca. 10%), deutlich leichterere Bände. 2.) Auch Satzspiegel und Schriftgröße wurden dezent verkleinert; doch dank größerer Zeilenabstände und feinerer Buchstaben bleibt der Text gut lesbar. 3.) Die auffälligste Änderung betrifft die Artikelgliederung. Untergliederungen von Hauptbedeutungen innerhalb der Artikel sind nicht mehr als Block gesetzt, sondern (samt ihren Belegstellen) separat. Die Artikel werden damit optisch transparenter und nutzerfreundlicher.

Wer ein Faible für Philologiegeschichte hat, wird sich das Vorwort (von CH. STRAY) zur Genese des OLD nicht entgehen lassen. Die ersten Planungen reichten weit in die Zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts zurück; die tatsächlichen Arbeiten begannen 1933. Substantielle Teile des Konzepts wurden vom berühmten *Oxford English Dictionary* übernommen, das sogar Personal abstellte. So eminente Philologen wie der berühmte Mykenologe JOHN CHADWICK und der 1938 aus Deutschland emigrierte C.O. BRINK waren am OLD beteiligt (hinter den Kulissen auch so legendäre Latinisten wie HOUSMAN und MYNORS). Kleine Porträts widmet Stray den beiden wichtigsten Korrekturlesern des OLD, die als Exzentriker zu bezeichnen ein glattes *understatement* wäre. Er endet mit der Rezeption des OLD, das ungeachtet aller Einzelkritik höchst freundliche Aufnahme fand (einen einleuchtenden Verdacht äußert Stray zu dem kuriosen Umstand, dass die beiden einzigen ‚Verrisse‘ just von Cambridger Seite kamen ...). Kurzum: Die konflikt- und katastrophreiche Geschichte dieses zwei Generationen umspannenden Großprojekts liest sich spannend wie eine *soap opera*.

Besitzer der ersten Auflage haben nicht unbedingt Grund, ihr altes Schlachtross ins Antiquariat zu tragen. Wer aber bislang mit der Anschaffung nur liebäugelte, ist jetzt bestens beraten zuzugreifen: nie war das OLD so übersichtlich wie heute.

PETER HABERMEHL, Berlin

Kürschners *Deutscher Gelehrten-Kalender 2013. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart. 25. Ausgabe. 4 Bände. Berlin, Boston: De Gruyter. XIII, 5089 S. Zus. EUR 399,- (ISBN 978-3-11-027787-6).*

Der Kürschner erscheint wieder jährlich. (Zur 24. Ausgabe s. FC 4/12, 322.) Er beruht „größtenteils auf den Auskünften der verzeichneten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie auf umfangreichen Recherchen der Redaktion“. Neu aufgenommen sind 1600 Personen, darunter – vorerst nur mit einigen von der Redaktion ermittelten Daten – der georgische Gräzist RISMAG GORDESANI (Universität Tbilisi, Mitglied der Sächsischen und der Georgischen Akademie der Wissenschaften), der regelmäßig auch in deutscher Sprache publiziert, der FU-Neogräzist PECHLIVANOS sowie der Berliner Philosoph und Semiotiker Prof. MICHAEL FRANZ, unter anderem Verfasser des Buches „Von Gorgias bis Lukrez“; vgl. zu ihm ferner die letzte Eintragung im Art. Müller, Reimar. Man vermisst den Latinisten OLEG (HELGUS) NIKITINSKI; er lehrt an den Universitäten Moskau und Münster; zu seiner Publikation „De laudibus Monasterii Westphaliae metropolis“, Neapel 2012, s. ANDREAS FRITSCH, FC 3/12, 221f. Bei WOLFGANG MIEDER fehlt „Wie anders wirkt dies Zitat auf mich ein! Johann Wolfgang von Goethes entflügelte Worte...“ (2011; wird in „Proverbium“ [Vermont] besprochen). BERND SÖSEMANNs „Propaganda...in der NS-Diktatur“ (2 Bde.) und „Friedrich der Große“ (2 Bde.), beide noch als Projekte genannt, sind inzwischen erschienen; zu „Propaganda...“ s. meine Rez. in: Muttersprache 122, 2012, 312-318. Alle im vorliegenden Kürschner-Band nicht oder verkürzt wiedergegebenen Eintragungen sind dem Vorwort zufolge online verfügbar – zu einem Preis von 149 EURO; dies müsste in dem Buch und nicht nur auf der Homepage mitgeteilt werden. Dass heute nicht mehr komplette Publikationslisten gedruckt werden, ist verständlich, aber wenn es z. B. heißt: „250 Aufsätze, zuletzt...“ und dann nur Veröffentlichungen der Jahre 2008-10 folgen, der Verfasser jedoch zuletzt 2011 Gelegenheit hatte, seine Bibliographie zu aktualisieren (Redaktionsschluss der Ausgabe 2013 war September 2012) ist das keine „Auswahlbibliographie

der aktuellsten und wichtigsten Publikationen“; dieser in der Homepage formulierte Anspruch muss für die Zeit bis zum Redaktionsschluss auch für die Buchausgabe gelten, wenn dort ein „möglichst vollständiger Überblick über die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens“ (S. VII) versprochen wird. Der Nekrolog verzeichnet u. a. die Klassischen Philologen DUMMER, NEWIGER, QUADLBAUER, den Volkskundler RÖHRICH und den Slawisten RUŽIČKA („Das syntaktische Prinzip der altslawischen Partizipien und sein Verhältnis zum Griechischen“, 1963). – Man ist dem Verlag De Gruyter für viele wertvolle Veröffentlichungen, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft dankbar (s. FC 2/06, 152) und hofft nun auf einen „Kürschner“, der berechtigten Erwartungen entspricht.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Recitator. Fabula romanica quam theodisce scripsit Bernhard Schlink in Latinum convertit Nikolaus Groß. Editio prima in domo editoria, quae appellatur Leo Latinus. Senden in oppido Bavariae Suebicae a. 2012. (Originaltitel: Der Vorleser, von Bernhard Schlink, Zürich: Diogenes Verlag 1995.) Editio Latina (Bestellung direkt bei SPQR@LEOLATINUS.COM). 291 Seiten. 45 EUR. (ISBN 978-3-938905-32-6).

Wer auch außerhalb seiner beruflichen Studien und Pflichten Freude an der lateinischen Sprache hat, kann sich über dieses Buch freuen. Es ist die lateinische Übersetzung des 1995 erstmals in deutscher Sprache erschienenen Bestsellers von BERNHARD SCHLINK „Der Vorleser“. Auch gerade wenn man den Roman und die Verfilmung bereits kennt, kann man sich an seinem lateinischen Gewand erfreuen. Erinnerung sei an GOETHES Bemerkung in einem Brief an den Juristen und preußischen Staatsrat CHRISTOPH FRIEDRICH LUDWIG SCHULTZ vom 8.7.1823: „Man brachte mir die lateinische Übersetzung von Hermann und Dorothea, es ward mir ganz sonderbar dabey; ich hatte dieses Lieblingsgedicht viele Jahre nicht gesehen, und nun erblickt ich es wie im Spiegel, der, wie wir aus Erfahrung und neuerlich aus dem Entoptischen wissen, eine eigene magische Kraft auszuüben die Fähigkeit

hat. Hier sah ich nun mein Sinnen und Dichten, in einer viel gebildeteren Sprache, identisch und verändert, wobey mir vorzüglich auffiel, daß die römische nach dem Begriff strebt und, was oft im Deutschen sich unschuldig verschleyert, zu einer Art von Sentenz wird, die, wenn sie sich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiste doch wohlthut.“ Ähnlich äußerte sich der Dichter im Gespräch mit ECKERMANN (18.1.1825): „Hermann und Dorothea ... ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil lesen. Besonders lieb ist es mir in lateinischer Übersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt.“

Warum also sollte ein Roman der Gegenwart nicht ebenfalls ins Lateinische übertragen werden? Der Übersetzer NIKOLAUS GROSS (G.) ist bereits durch mehrere andere Übersetzungen hervorgetreten und in der Szene der *Latinitas viva* wohlbekannt. Auf der Website *leolatinus.com* kann man die wichtigsten Stationen seines Werdegangs erfahren: Er hat an der Universität des Saarlandes Lateinische Philologie, Biologie, Phonetik und Indogermanistik studiert und ist 1987 im Fach Lateinische Philologie promoviert worden. Von 1981 bis 1989 war er an der Arbeitsstelle für Neulatein (Universität des Saarlandes, Prof. Dr. CHRISTIAN HELFER, Dr. CAELESTIS EICHENSEER) Leiter des *Colloquium Latinum*, eines Seminars, in dem über lateinische Autoren des Humanismus und der nachhumanistischen Zeit, wie PETRARCA, ERASMUS, MORUS, COPERNICUS, BACON, CAMPANELLA, CARDANO, HOBBS lateinisch diskutiert wurde. In dieser Zeit hat er an den drei Auflagen des von Chr. Helfer herausgegebenen deutsch-lateinischen Lexikons (*Lexicon Auxiliare*) mitgearbeitet. Von 1994 bis 2002 hat G. an der Nationaluniversität Seoul (Südkorea) Doktoranden des Faches Klassische Philologie unterrichtet (*Seminarium philologiae Latinae*); behandelt wurden die antiken Autoren CICERO, PLAUTUS, TERENCE, LUKREZ, VERGIL, MANILIUS, TACITUS, SENECA, AUGUSTINUS, sowie ABAELARDUS, PETRARCA und ERASMUS. Die Unterrichtssprache war Latein. In den letzten 25 Jahren hat G. in neulateinischen Zeitschriften (*Ephemeris, Latinitas, Lupa, M.A.S., Melissa, Retiarius, Rumor Varius, Vox Latina*) zahlreiche lateinische Aufsätze

veröffentlicht. Seine Spezialgebiete sind Textkritik, Lexikographie, naturwissenschaftliche Terminologie und Literatur, sowie lateinische Übersetzungen moderner Romane und Erzählungen. Bei der *Fundatio Melissa* in Brüssel sind mehrere seiner lateinischen Bücher erschienen: Übersetzungen der Novelle „Die schwarze Spinne“ (VON JEREMIAS GOTTHELF), des Kinderbuches „Die wunderbaren Abenteuer des Barons Münchhausen zu Wasser und zu Lande“ (VON ERICH KÄSTNER) und des Romans „Das Parfum – Die Geschichte eines Mörders“ (VON PATRICK SÜSKIND).

Schlinks Roman wurde bereits in 39 Sprachen übersetzt. Somit ist die lateinische Fassung die 40. Übersetzung. „*Ergo haec versio Latina, quam manibus tenes, cara Lectrix, cara Lector, est translatio Recitatoris quadragesima eademque Latina*“, wie es auf dem Buchrücken heißt.

Im Vordergrund des dreiteiligen Romans steht zunächst die ungleiche erotische Beziehung des Ich-Erzählers Michael Berg zu der 21 Jahre älteren Hanna Schmitz. Im weiteren Verlauf konzentriert sich die rückblickende Erzählung zunehmend auf ethische Fragen und den Umgang mit den Tätern des Holocaust in der Bundesrepublik der 1960er Jahre. Doch der Übersetzer gibt auf dem Umschlag selbst eine lateinische Inhaltsangabe: „*Michael Berg vir quinquagenarius narrat, quomodo ipse puer quindecim annos natus in amorem incidit Hannae Schmitz mulieris viginti uno annis maioris natu et cum eadem rem habuerit clandestinam. Mirabili cum subtilitate describuntur talis amoris inaequalis difficultates peculiare, quae vim habent ad totum vitae cursum. Septem annis post, hac re amatoriā finitā, Michael accipit mulierem a se amatam esse ream causae iuridicae, qua accusatur scelerum, quae quondam commiserit custodissa ergastuli concentrationis. Nunc narrator magis magisque vim attribuit quaestionibus moralibus tractandis, quae spectant ad holocaustum, genocidium illud immane.*“

Das Buch wird eingeleitet durch ein lateinisches Vorwort des Übersetzers, in dem er einige Schwierigkeiten der Übersetzung erläutert. Wenn man diese bedenkt und den lateinischen Text mit dem deutschen Original vergleicht, kann man sich ein gerechtes Urteil erlauben, ob die Übersetzung gelungen ist: „*His et aliis huiusmodi*

diligenter inter se comparatis, lectrix benevola, lector benevole, aequē atque consideratē iudicabis, utrum toga mea Recitatori conveniat necne.“

Am Schluss des Bandes findet sich ein alphabetisch geordnetes Glossarium (S. 200-290), in dem die vorkommenden Namen (z. B. ADOLF EICHMANN, HANNAH ARENDT), die verwendeten Neologismen und weniger bekannte antike Vokabeln in unterschiedlicher Ausführlichkeit auf Deutsch und Englisch und teils mit Fundstellenhinweisen erläutert werden. Hierzu gehören Wörter wie *academia popularis* (Volkshochschule), *birota* (Fahrrad), *camisia nocturna* (Nachthemd), *casetophonum* (Kassettenrekorder), *cinematēum* (Kino), *conductrix transvialis* (Straßenbahnschaffnerin), *ergastulum concentrationis* (Konzentrationslager), *epitonium aquaticum* (Wasserhahn), *filum aculeatum* (Stacheldraht), *malluvium* (Waschbecken), *perspicillum* (Brille) und viele andere.

Es scheint nicht ausgeschlossen, dass einzelne Abschnitte aus dem Buch bei passender Gelegenheit in den Lateinunterricht einbezogen werden. Sie gäben Anlass, über das Leben und die Reanimation der lateinischen Sprache nachzudenken

und zu diskutieren. Der Übersetzer hat sich in Wortwahl, Grammatik und Stilistik am klassischen Latein orientiert. Hier und da kann man natürlich anderer Meinung sein. Eigentliche Fehler sind äußerst selten und, soweit ich sehe, eine singuläre Ausnahme (z. B. S. 82: „*Mulier, quae mecum collocutus erat*“), sodass niemand Angst haben muss, seine in universitären Stilübungen mühsam erworbenen „klassischen“ Grammatikkenntnisse einzubüßen; im Gegenteil, der Vergleich mit dem deutschen Original lässt den Leser staunen, wie es dem Übersetzer gelungen ist, nicht nur moderne Einrichtungen, sondern auch bestimmte Gefühlsregungen (*animi commotiones*) in flüssigem Latein wiederzugeben (Beispiele dafür auf S. 5). Dass ihm das nicht in wenigen Tagen gelungen ist, bekennt er im Vorwort, wo er sich auf den Rat des HORAZ (*ars* 388) bezieht, *ut opus nonum prematur in annum*. Der für ein Taschenbuch relativ hohe Preis erklärt sich vermutlich durch den hohen Kosten- und Arbeitsaufwand des Übersetzers und den in Frage kommenden relativ kleinen Kunden- und Leserkreis.

ANDREAS FRITSCH

Leserforum

Sind wir Philologen – oder FuF des Worts?

Es war einmal vor gar nicht allzu langer Zeit, da unterrichteten Lehrer beiderlei Geschlechts schlicht und einfach ebensolche Schüler. In FC 3/2012 sind in einem Beitrag aus letzteren offen-sichtlich „Lerner“, wahlweise „Lernende“ geworden. Auf selbige hätte seinerzeit niemand meine Schüler reduziert, ohne dass ich ihm gewaltig in die Parade gefahren wäre. Sogar der Duden vermerkt zum Ersten „Sprachwiss.“ – wohlgemerkt nicht: „Pädag.“! –, und das selbst im Lateinischen rare substantivierte Partizip Präsens steht für mich in einem deutschen Text bestenfalls für sprachliche Unbeholfenheit, die ich einem Schüler nicht durchgehen ließe. Da hätte sich dann als exquisites Erbstück schon eher das Gerundiv angeboten, etwa „Zumabiturzuführende“, natürlich dem unserer Gesellschaft angemessenen Sprachniveau entsprechend als würdiges Pendant zu „Azubi“ in der Form „Zuabi“.

In der nächsten Ausgabe sind die „Lerner“ dann offenbar im einen Artikel zu „Schüler_inne_n“, im anderen zu „SuS“ mutiert. Ersteres ist durchaus innovativ und damit heutzutage *eo ipso* gut, wenn mir auch aus ästhetischen Gründen „Schüler*inne*n“, „Schüler#inne#n“ oder „Schüler@inne@n“ wesentlich besser gefiele, letzteres dürfte seine volle Wirksamkeit erst dann entfalten, wenn es konsequenterweise in ein und demselben Aufsatz nicht nur „SuSt“ und „LuLt“, sondern hin und wieder auch kräftig „PuPt“ und „TuTet“.

Warum führen ausgerechnet wir als angebliche „FuF des Worts“ (Philo-logen = Freundinnen und Freunde des Wortes) solche Eiertänze auf und überlassen dieses Feld nicht der Politik und einschlägigen Journalisten? Um dem Zeitgeist hinterherzuhecheln und ihn hoffentlich doch nie

einzuholen? Gibt es eine Fachzeitschrift oder gar eine ernst zu nehmende Monographie, die sich Derartiges leistet? Ich habe und werde mir den Satz „Mädchen sind im Durchschnitt die besseren Schüler“ von niemandem verbieten lassen, erst recht nicht in einer Zeit, wo schon der nächste Schritt getan ist und nun auch je nach augenblicklicher Befindlichkeit des Verlegers oder irgendwelcher selbst ernannter Hüter der Sprachmoral inhaltlich in literarische Werke eingegriffen wird. Bestärkt hat mich in meiner Haltung, dass selbst in mündlicher Rede das Bedürfnis nach den in der Regel ja doch nur genuschelten Doppelformen („Liebe Mitbürger[murmeln] und Mitbürger“) schlagartig nachließ, wenn ich zum Beispiel betont von „Nationalsozialistinnen und Nationalsozialisten“ gesprochen habe; um diese unliebsame Konsequenz zu umgehen, hat man sich in unserer infantil-verniedlichenden Schweini-Poldi-Bussi-Gesellschaft stattdessen unter der Hand durchgehend auf „Nazis“ geeinigt, denn das I kann ja auch diskriminieren. Und wenn wieder einmal „Vandalen“ öffentlich gehaust haben, fehlt sprachlich in den Zeitungsberichten stets das heutzutage fast immer beteiligte und oft führende weibliche Element. Dass gar die „Mörderin“ zu ihrem Recht kommt und in das Strafgesetzbuch Eingang findet, werde ich wahrscheinlich nicht mehr erleben. Es geht also in den verschiedensten Bereichen auch anders, falls der scheinbar korrekte Sprachgebrauch zu einem unerwünschten Ergebnis führen würde.

Aber wenn's trotzdem in schriftlichen philologischen Beiträgen unbedingt sein muss: Könnte man das Ganze nicht wenigstens vereinheitlichen und zugleich platzsparend vereinfachen, etwa indem der Herausgeber am Ende jedes Vorworts erläutert: „S = Schülerinnen und Schüler“, „L = Lehrer und Lehrerinnen“ usw. usf. und die Autoren bittet, entsprechend zu verfahren? Das wäre dann zwar in meinen Augen immer noch ein Armutszeugnis sondergleichen, aber in jedem Fall besser als das augenblickliche jämmerliche Durcheinander. Ersparen sollte man uns allerdings die unsäglichen TAZ-Innen – den Triumph wollen wir Philologen der Boulevardpresse nun wirklich als Allerletztes gönnen!

ALFONS STÄDELE, Vaterstetten bei München

Präpositionalobjekt oder Adverbiale?

Wie nötig und dankenswert es ist, dass WALTER SIEWERT dieses Thema einmal aufgegriffen hat, zeigt seine Sammlung widersprüchlicher und/oder unzureichender Erklärungen (in FC 4/2012). Wir Lateiner, die wir uns immer auf unsere grammatische Exaktheit, wenn nicht gar Logik, so viel zugute halten, sind uns nicht einmal darüber einig, was der grammatische Unterschied zwischen solch alltäglichen Ausdrücken wie: „Er steht auf dem Gipfel“ und „Er steht auf Pop“ ist. Besonders sollten wir Siewert danken, dass er auch deutsche Grammatiken heranzieht, die von manchen von uns als minderwertig gar nicht angefasst werden, und die doch in dieser Frage, wie man sieht, sehr viel präzisere Aussagen machen können.

Schon in der ersten von ihm zitierten Grammatik von HERINGER (A) heißt es sehr klar, dass das Präpositionalobjekt mit präpositionalen Interrogativa (woran scheiterte das Unternehmen?) erfragt wird und bei RÖTZER (C) wird ergänzt: „Beim Präpositionalobjekt fordert das Verb eine Präposition, die einen bestimmten Kasus regiert“ (in dem genannten Beispiel also „an“ mit Dativ).

Davon kann man nun präzise eine adverbiale Bestimmung unterscheiden, etwa in dem Satz „Das Unternehmen scheiterte im vorigen Jahr“ auf die Frage „Wann?“

Es gibt auch für das Lateinische dementsprechende präzise Angaben. So schreibt HEINZ HAPP in „Grundfragen einer Dependenz-Grammatik des Lateinischen“ (Göttingen 1976, S. 262 – Beispiele von mir) zur Frage der Distinktion Objekt-Adverbiale:

„I. Objekte durch Pronomina ersetzbar,“ *Livius de Hannibale scribit. ... Hannibal, de quo Livius scribit.* „... Adverbiale durch Adverbien.“ *Hannibal de Alpibus venit. ... Alpes, unde Hannibal venit.*

„II. Präpositional-Objekt bestimmt von Verb regierte Präposition ohne Eigenbedeutung“
Zur Angabe des Themas ist nur die Präposition „de“ möglich

„– bei präpositionalem Adverbiale mehrere Präpositionen austauschbar, regieren das Substantiv und haben Eigenbedeutung.“ *Hannibal de Alpibus venit, ... per Alpes venit, ... trans Alpes venit, ... ex Alpibus venit.*

Walter Siewert deutet nun schon in seiner Überschrift „Streit um des Kaisers Bart“ (ohne Fragezeichen!) an, dass für ihn diese Unterscheidung in der Übersetzungspraxis irrelevant ist und also im Lateinunterricht gar nicht thematisiert werden müsste. Das zeigt er in seinen praktischen Ausführungen im Abschnitt III seines Artikels und schließt daraus konsequent: „Bei der Satzerschließung ist es zum schnelleren Satzverständnis zielführender, von der Semantik des Verbs (als Schaltzentrale) ausgehend nach dem Subjekt und den Ergänzungen zum Prädikat zu fragen und diese Ergänzungen in ihrer semantischen (nicht syntaktischen) Rolle benennen zu lassen“ (S. 276). Dann sollte er aber auch nicht ein paar Zeilen davor die Begriffe Objekt und Adverbiale, also syntaktische Begriffe, verwenden. Noch etwas weiter davor (S. 275) nimmt er den Satz „*Catella currit ...*“ als Beispiel für einen unvollständigen, ungrammatischen Satz und fordert eine Ergänzung wie „... *in culinam*“ Das wäre dann nach seiner Definition nicht etwa eine adverbiale Bestimmung, sondern, da notwendig, ein präpositionales Objekt. Aber es könnte ja auch ergänzt werden: „... *lentius quam lepus*“, was nun ebenfalls, da notwendig, als Objekt zu gelten hätte. Damit wäre die Verwirrung nun noch größer als zuvor.

Selbstverständlich wäre es möglich, zu übersetzen, ohne syntaktische Begriffe zu verwenden. Da kann man Siewert unbedingt zustimmen. Da wir aber im Lateinunterricht den Anspruch erheben, stärker als in den modernen Sprachen auch Sprachstrukturen bewusst zu machen, möchte ich die Frage, welche Objekte es im Lateinischen gibt, nicht grundsätzlich aus dem Lateinunterricht verbannt wissen. Schließlich sind Subjekt und Objekt grundlegende syntaktische Begriffe nicht nur in indoeuropäischen Sprachen. Zumindest müsste ein Lateinlehrer in der Lage sein, auf die Fragen interessierter Schüler zu antworten. Inwieweit man die Sache vertieft, hängt selbstverständlich vom Alter und Interesse der Schüler, vom Umfang des Lateinunterrichts und von der Intensität (Grund-/Leistungskurs) ab.

Zu guter Letzt aber ist die Frage, ob ein Verb ein Objekt oder eine adverbiale Bestimmung erwarten lässt, auch für das Übersetzen nicht ganz irrelevant, da im ersten Fall der Kasus bzw. die Präposition fest vorgegeben, im andern Fall alle möglichen Adverbien oder verschiedenste Präpositionen denkbar sind.

Dietrich STRATENWERTH, Berlin

Varia

Romkurs des Deutschen Archäologischen Instituts vom 7. bis zum 12. Oktober 2013

Der seit über hundert Jahren alljährlich durchgeführte Fortbildungskurs richtet sich an Lehrer mit den Fächern Latein, Griechisch, Geschichte oder Kunst, die bemüht sind, das Interesse der Schüler an der Kultur der Antike und an Archäologie durch entsprechende pädagogische Programme, Arbeitsgemeinschaften und Studienfahrten zu wecken, und sich hierfür in den antiken Stätten fortbilden wollen.

Der sechstägige Intensivlehrgang wird in Rom und Ostia unter der Führung von Fachwissenschaftlern des Instituts ausgerichtet. Das Programm des Kurses befasst sich mit Fragen der

Alltagskultur, des Wohnens und des öffentlichen Lebens. Hierbei werden an den archäologischen Denkmälern nicht nur Grundkenntnisse zur Architektur, künstlerischen Produktion und städtischen wie sozialen Organisation der römischen Zeit vermittelt, sondern auch reichlich Gelegenheit zum Dialog mit den unmittelbar an der archäologischen Forschung beteiligten Wissenschaftlern gegeben. Von den Kursteilnehmern wird eine aktive Mitarbeit erwartet.

Die Zahl der Teilnehmer muss aus organisatorischen Gründen auf 20 beschränkt bleiben. An- und Abreise sowie die Hotelreservierung in Rom sind von den Kursteilnehmern selbst zu organisieren. Die hierfür anfallenden Kosten werden ebenfalls von den Teilnehmern getragen. Das Institut stellt

eine Liste von Unterkunftsmöglichkeiten bereit und gibt Hinweise zur An- und Abreise.

Der Bewerbungsbogen kann ab dem 1. März 2013 unter folgender Adresse im Internet <http://www.dainst.org/de/event/ausschreibung-romkurs> abgerufen werden. Einsendeschluss der Bewerbungen (Bewerbungsbogen und Anschreiben) bitte nur digital! ist der 30. April 2013. Fragen zum Kurs und den Bewerbungsmodalitäten beantworten Ihnen Alessandra Ridolfi (ridolfi@rom.dainst.org) und Dr. des. Christiane Nowak (nowak@rom.dainst.org).

Studienstipendium des DAV

Im Herbst 2012 hat der DAV erstmals ein an das Deutschlandstipendium der Bundesregierung angelehntes Stipendium deutschlandweit ausgeschrieben (für die Zeit vom 1.4.2013 bis zum 31.3.2014). Aus den eingegangenen Bewerbungen ausgewählt wurde SVENJA HOLPER (Humboldt-Universität zu Berlin) aufgrund des Standes ihrer Studienleistungen und besonders aufgrund ihres eingereichten Konzepts: Die Studienanfängsphase, der Übergang von der Schule zur Universität, bereitet bekanntermaßen vielen Studierenden erhebliche Probleme. Eine Linderung kann darin bestehen, die Texterschließungsmethoden, die im Laufe der fachdidaktischen Ausbildung vermittelt werden, gezielt schon den Studienanfängern an die Hand zu geben. Svenja Holper wird dazu ein Verfahren erarbeiten und auf Praxistauglichkeit überprüfen. Dieses so validierte Konzept soll danach stetig weiterentwickelt und allen Interessierten (gerade auch außerhalb der Humboldt-Universität) zur Verfügung stehen. Ein ausführlicher Beitrag von Svenja Holper im FORUM CLASSICUM wird folgen.

ULRICH SCHMITZER, Berlin

Euroclassica

Der neue Newsletter (n° 21) liegt vor. Wer sich für den aktuellen Stand interessiert, kann die elektronische Fassung bei mir unter litterae26@aol.com anfordern.

Auch die Einladungen (mit näheren Erläuterungen) für die die *Academia Saguntina* (30.06.

– 07.07.2013) und die *Academia Homerica* (12. – 21./22.07.2013) können von mir auf Wunsch zugeschickt werden.

Die nächste Konferenz aller Repräsentanten der Länder findet vom 30.08. – 01.09.2013 in Portugal statt.

BÄRBEL FLAIG, DAV-Beauftragte Euroclassica

Wechsel bei „Humanismus heute“

Nach achtzehnjähriger erfolgreicher Tätigkeit zum Wohl der Alten Sprachen in Baden-Württemberg ist Minister a. D. Prof. Dr. HELMUT ENGLER zum 31. 12. 2012 vom seinem Amt als Geschäftsführender Vorstand zurückgetreten. Sein Nachfolger im Amt des Geschäftsführenden Vorstands der Stiftung ist seit dem 1. 1. 2013 Prof. Dr. BERNHARD ZIMMERMANN, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, der derzeitige Bundesvorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes.

Schulgrammatik(en) LATEIN im Vergleich

Wenn zweimal dasselbe draufsteht, ist doch nicht dasselbe drin: Eine „Schulgrammatik LATEIN. (Schau nach – blick durch!) Alle Regeln, die du wirklich brauchst“ erschien vor noch nicht allzu langer Zeit in zwei Fassungen, die zum Nachdenken anregen möchten.

Das Werk von HELMUT SCHAREIKA (kurz: S), erschienen 2006, wurde 2007 durch einen identischen Titel von ISABELLE RINDERSPACHER (kurz: R) abgelöst. Der praktische Nährwert und Nutzen für die Zielgruppe/n mag oder muss an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben – der vorliegende Beitrag versucht lediglich, zwei programmatisch-pragmatische Zugriffe auf die lateinische Sprache vorzustellen und dadurch vor allem Lehrende für ein kleines Stück Selbstreflexion zu gewinnen.

Äußerlich sind S und R zum Verwechseln ähnlich – und wie sieht es innen aus?

Laut Kopfzeile (10-188) handelt es sich bei S (nicht gerade glücklich) schlichtweg um eine „Grammatik“, deren sieben Teile oder Kapitel dem Leser so gerade nicht deutlich gemacht werden: 1 Eine außergewöhnliche Geschichte

– die lateinische Sprache (10-16); 2 Das Bild der Welt: die Nomina (17-32); 3 Formen und Informationen – das Verb (33-66); 4 Die Schaltzentrale des Sprechers: Das Verb (67-97); 5 Das Verb als Manager des Satzes – Verb und Kasus (98-130); 6 Anschluss gesucht – verbundene Sätze (131-144); 7 Verweisen und kennzeichnen – die Pronomina (145-170).

Weit instruktiver ist da die Präsentation bei R: Die grundsätzliche Zweiteilung in „Formenlehre“ (8-106) und „Satzlehre“ (107-169) wird in den Kopfzeilen rechter Hand nochmals in die insgesamt 18 (Haupt-)Abschnitte untergliedert – für die Formenlehre mit den Punkten 1 Wortarten (8); 2 Wortbildung (8-9); 3 Flektierbare Wortarten: Das Nomen (9-14); 4 Die Deklinationen (14-25); 5 Adjektive (25-32); 6 Adverbien (33-36); 7 Komparation der Adjektive und Adverbien (36-39); 8 Pronomen (40-55); 9 Präpositionen (56-60); 10 Numeralia (60-64); 11 Verben (64-76); 12 Unregelmäßige Verben (76-95); 13 Zeitstufen (96-98); 14 Zeitverhältnisse (99-102); 15 Die Modi (103-106) sowie für die Satzlehre 16 Bestandteile eines Satzes (108-109); 17 Möglichkeiten der Satzergänzung (109-150) und 18 Die Satzarten (150-169). R schließt mit einem Glossar (170-179) und Register (180-191), bei S findet sich zwischen ‚eigentlicher‘ Grammatik und seinem Glossar: grammatische Begriffe (177-180) nebst Register (181-188) ein knapper „Anhang“ (Grundzahlen und Ordnungszahlen [171-172]; Verteilungszahlen und Zahladverbien [173]; Die wichtigsten Konjunktionen und Subjunktionen [174-175] sowie Die berichtete Rede (*Oratio obliqua*) [175-176]).

Diese Gegenüberstellung möchte anstoßen und anregen, nicht ermüden (‚erschöpfende Darstellung‘); deshalb beschränke ich mich auf folgende pauschale, zu befürchten: fast schon fahrlässig verkürzende Einschätzung (alles Übrige – Näheres wie Weiteres – gerne beim Verfasser).

Bei allem Respekt vor der vermutlich solide zu nennenden Arbeit von R: Hier wurde (aus welchem Grunde auch immer) eine ambitionierte, interessante und quasi individuelle Grammatik, nämlich S, durch ein quasi unpersönliches Werk ‚alter Schule‘, nämlich R, ersetzt – ein Werk, wie

es auf dem Schulbuchmarkt noch und nöcher zu finden ist. Und gerade darin liegt die (leider etwas umständlich-aufwändige) Chance für den interessierten Leser bzw. Lehrer: Nahezu exemplarisch kann er die Möglichkeiten lateinischer Schulgrammatiken vergleichend in den Blick nehmen – wenn er sich denn auf irgendeinem Wege (weil nicht mehr lieferbar bzw. erhältlich) S besorgt! S und R erlauben im besten Sinne konkurrierend-kontrastiv, das weite Feld der lateinischen Sprache bzw. seiner zielorientierten Darstellung zu durchschreiten und die eigene Theorie wie Praxis auf den Prüfstand zu stellen.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Vokabeln sind nicht alles, aber ohne Vokabeln ...

Zur Wortschatzarbeit in den Alten Sprachen anlässlich Martin Holtermanns Basiswortschatz Platon

Letztlich zählt wohl nur der praktische Erfolg: der erfolgreiche Umgang mit Texten in einer fremden Sprache.

Wie aber kommt man zu diesem Ziel – und wer weist einem wie den Weg dahin? Angesichts der Bedeutung von Vokabelkenntnissen bei der Beschäftigung mit der literarisch überlieferten Antike verblüfft und erstaunt, wie selten-wenig einem diesbezüglich zu Gesichte kommt. Deshalb nehme ich – ohne größeren Anspruch! – eine Neuerscheinung auf dem Büchermarkt zum Anlass, mir Gedanken zu machen und mir Gedanken machen zu lassen und somit ‚der Sache‘ vielleicht einen kleinen Dienst zu erweisen.

MARTIN HOLTERMANN (= H) hat – so der Untertitel – zur Vorbereitung auf das *Graecum* einen „Basiswortschatz PLATON“ erstellt: Was bietet und leistet dieses (2012 bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienene) Werk?

Auf „Benutzungshinweise“ (samt „Zeichenklärung“; 6-7) folgt der eigentliche Wortschatz (8-73) sowie als eine Art Anhang die „Übersetzungen der Beispielsätze“ (74-86), ein „Belegstellenverzeichnis“ (87), eine „Grammatische Aufschlüsselung“ (88-91) und „Der Wortschatz in absteigender Häufigkeit“ (92-96).

„Dieser Basiswortschatz enthält die 350 wichtigsten Vokabeln, die Sie für die Übersetzung eines Platontextes können sollten. Zusätzlich enthalten sind viele [meiner Zählung nach: 275] Beispielsätze, um die Verwendung und die richtige Übersetzung im Zusammenhang zu üben“, heißt es auf dem Umschlagrücken. Die Wörtermenge deckt fast 87 % des Textbestandes ab – das verwundert angesichts einer allgemeiner gefassten Auskunft im „Grund- und Aufbauwortschatz Griechisch“ von THOMAS MEYER und HERMANN STEINTHAL, rund 1000 verschiedene Vokabeln ergäben in der Regel schon 80 % von Texten. RÜDIGER VISCHER meint in seiner Lateinischen Wortkunde, von echter Lektüre könne man erst dann sprechen, wenn die Zahl der aufgenommenen Wörter das Verständnis von rund 95 % eines Textes ermögliche.

Hs Textgrundlage ist scharf (und wenn man so will: eng) umrissen: Platons „Eutyphron“, „Apologie“ und „Kriton“ (die wortstatistischen Hilfsmittel werden wie bei Meyer-Steinthal oder Vischer nicht genannt). Ein Wort muss für seine Aufnahme in diesem Rahmen ein halbes Dutzend Mal vorkommen; die hier fast unvermeidlichen Unschärfen berücksichtigt H lediglich mit einem: „Gelegentlich wurden Wörter, die ihrem Wortstamm nach verwandt oder in ihrer Semantik ähnlich sind, zu einem Eintrag zusammengefasst.“

Dass bestimmte Wörter in bestimmten Texten, teils auch nur ganz kurzen Passagen, gehäuft auftreten (‚Wörter-Nester‘), wird bei H nicht deutlich. Andererseits werden alle Beispielsätze nachgewiesen und so überprüfbar. Die räumliche Trennung von den Musterübersetzungen dürfte dabei – gegenüber dem Verfahren etwa in GOTTFRIED BLOCHS „Lernvokabular zu Ciceros Reden“ – der eigenständigen Arbeit an und mit den Übungssätzen zugute kommen.

Überhaupt möchte das Lernen im Zusammenhang (zumal im Griechischen mit seiner Formenvielfalt) ein Ansatz sein, das berühmte Pauken in einen tragenden Rahmen zu stellen: Sind Präpositionen als Einzelwörter sinnvoll zu lernen? Wann erfordern Pronomina einen größeren Kontext (Stichwort: Textgrammatik)? Manches Mal zeigt der konkrete Gebrauch

(zumindest der Musterübersetzungen) auch die Grenzen der Einzelwort-Gleichung(en) auf!

Für ein griechisches Lemma gibt es (das im Griechischen deutlich häufigere Phänomen, etwas bleibe unübersetzt – bei H wenigstens dreizehn Mal, öfter als „oft:“ ausgewiesen gegenüber dem einmaligen *-ne* etwa in Vischers weit umfangreicherer Wortkunde –, hier einmal ausgenommen) zwischen einer deutschen ‚Bedeutung‘ bis zu einer Handvoll (der Sonderfall $\omega\varsigma$ sieben) Angaben. Die Wahl der deutschen Äquivalente bildet dabei ein wohl unlösbares Dilemma: Soll man der Macht der Gewohnheit folgen und/oder *nolens-volens* dem Abstand von mehr als 2000 Jahren Tribut zollen oder es mit der deutschen Gegenwartssprache versuchen: Wie würden wir heute sagen – !? Und soll man bei deren Anordnung in irgendeiner Weise ‚systematisch‘ (etwa von einer ‚Grundbedeutung‘ aus) vorgehen oder gleichsam pragmatisch: „Die angegebenen Bedeutungen sind daraufhin abgestimmt, wie die einzelnen Wörter in den drei Schriften hauptsächlich verwendet werden“ – ? Diesbezüglich verwundert bei H die reichhaltige Aufnahme von Stammformen (in petit-Druck), die im zugrunde gelegten Textcorpus gerade nicht vorkommen; andererseits ist der Verweis bei flektierten Formen in den Beispielsätzen auf ihre Grundform durch hochgestellte Ziffern eine sehr zu begrüßende Hilfestellung!

H besticht durch hohe Transparenz (man mag kaum spekulieren, wie viel Arbeit in dieser – tja: Arbeit steckt ...), und doch bleibt Etliches eigentümlich unaus- wie unangesprochen (programmatisch? aus Tradition?): die 1. Pers. Sing. für die Grundform des Verbuns (in der Regel kein Infinitiv), diese im Aktiv oder Medium, Konstruktion(sangabe) bei AcI oder ‚doppeltem Akkusativ‘, Verhältnis(smäßigkeit) nicht nur bei Adjektiven mit ihren Steigerungsformen (und adverbialem sowie substantiviertem Gebrauch ...) – die grammatische Aufschlüsselung (s.o.) der Beispielsätze erlaube zwar lt. H, die für das Übersetzen ins Deutsche wichtigsten Phänomene der griechischen Grammatik an Platon-Originalsätzen gezielt zu trainieren, die konkrete Umsetzung dieses Übungsangebots entzieht sich aber meinem Vorstellungsvermögen.

Ähnlich bleibt auch die elementare Frage ebenso unbeantwortet wie überhaupt ungestellt, wie man eigentlich mit einem Vokabular arbeitet (die „Benutzungshinweise“ sind meines Empfindens weit mehr – hoch löbliche und instruktive – Rechenschaftsablage über Inhalt und Gestaltung des Vokabulars): Welchen Vorzug etwa bringt die mechanisch-alphabetische Anordnung der Lemmata gegenüber einer Anordnung nach Wortstämmen oder -familien u. dgl.? Ist dabei eine Zusammenfassung (vgl. o.) von μή bei οὐ nicht ziemlich voraussetzungsreich? Und ist der statistisch-empirisch interessante „Wortschatz in absteigender Häufigkeit“ wirklich als Lern-Alternative zu verstehen und zu gebrauchen: Wie soll man denn da/s lernen?

Ein ungeprüftes Buch ist, könnte man in Anlehnung an Beispielsatz 54 (nach Apologie 38a) behaupten, nicht empfehlenswert – H hat, differenziert und in sich hochgradig ‚vernetzt‘, ein ebenso komplexes wie anregendes Werk vorgelegt, das m. E. Respekt, Lob und Dank in Gestalt intensiver Auseinandersetzung verdient. Es muss allerdings (ganz unplatonisch?) an dieser Stelle und in diesem Rahmen wohl offenbleiben, ob es – salopp gesprochen – tatsächlich etwas taugt bzw. sich in der Praxis bewährt; die vorgelegten Gedankensplitter zur Wortschatzarbeit in den Alten Sprachen hat es resp. er allemal angestoßen, doch die Fragen nach dem wie, was und warum des Vokabellernens sind schwerlich in irgendeinem abschließenden Sinne geklärt und ‚erledigt‘.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Der Film „Das höhere Prinzip“ als Bekenntnis zum Humanismus

In den 1960er Jahren warf SAUL B. ROBINSOHN die Frage auf, ob der europäische Humanismus angesichts der Nazi-Barbarei mit all seinen hehren Gedanken nicht Schiffbruch erlitten hatte.

Vielleicht hätte sich der Pädagoge differenzierter geäußert, wenn er den tschechoslowakischen Spielfilm „Das höhere Prinzip“ aus dem Jahre 1960 gekannt hätte. Diese Produktion der Prager Barrandow-Studios ist 2012 endlich als DVD in tschechischer und deutscher Sprache veröffentlicht worden und im Handel erhältlich.

Der Film erzählt von Professor Malek, einem alten Lateinlehrer, der 1942 an dem humanistischen Gymnasium einer tschechischen Kleinstadt unterrichtet. Nach dem Attentat auf REINHARD HEYDRICH geht die Gestapo mit unbarmherziger Härte gegen Menschen vor, die sogar aus nichtigen Gründen verdächtig erscheinen, die Tötung Heydrichs zu billigen. Die deutsche Geheimpolizei lässt drei Abiturienten des gutherzigen Professors standrechtlich erschießen, weil diese einen belanglosen Ulk mit Heydrichs Foto begangen haben.

Der Lateinlehrer, ein glühender Anhänger SENECAS und seiner humanen Prinzipien, hatte sich zuvor persönlich beim örtlichen Kommandanten für die drei jungen Männer verwandt und sogar die Zusage erhalten, die Schüler würden verschont. Doch als dieses Versprechen von dem Mann gebrochen wird, der sich zuvor noch gebrüstet hatte, Stellen aus HOMERS „Ilias“ auswendig aufsagen zu können, ist Professor Malek bitter enttäuscht. Vor seiner Abiturklasse bringt er unumwunden zum Ausdruck, dass er den „Tyrammenmord“ an Heydrich für vertretbar hält.

Der Film „Das höhere Prinzip“, in Schwarzweiß gedreht, beeindruckt sein Publikum durch hervorragende schauspielerische Leistungen und eine atmosphärische Dichte, die man im Kino nur noch selten erlebt. FRANTISEK SMOLIK in der Rolle des Altphilologen verkörpert den Humanismus der Hauptperson auf unaufdringliche und gelassene Weise. Der Primat der Menschenwürde erfährt so ein zwar trauriges, aber durchaus überzeugendes Bekenntnis.

HERMANN SCHULZE-BERNDT, Bad Bentheim

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Prof. Dr. Klaus B a r t e l s , Gottlieb-Binder-Str. 9, CH 8802 Kilchberg bei Zürich,
klaus.bartels@sunrise.ch

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

PD Dr. Oliver E h l e n , Institut für Altertumswissenschaften Friedrich-Schiller-Universität Jena,
Fürstengraben 1, 07743 Jena

Bärbel F l a i g , Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, *litterae26@aol.com*

PD Dr. Peter H a b e r m e h l , Sprachlektor am Seminar für Kirchengeschichte der Theologischen
Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, *habermep@cms.hu-berlin.de*

Dr. Boris H o g e n m ü l l e r , *Boris.Hogenmueller@uni-wuerzburg.de*

Dr. Martin H o l t e r m a n n , Bruchsaler Str. 34, D-68219 Mannheim, *martin.holtermann@web.de*

Prof. Dr. Manfred L o s s a u , Am Weidengraben 83, 54296 Trier, *Manfred.Lossau@t-online.de*

Prof. Dr. Friedrich M a i e r , Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Hermann S c h u l z e - B e r n d t , OStR, Am Ritterstein 3, 48455 Bad Bentheim,
hermann.schulze-berndt@t-online.de

Prof. Dr. Ulrich S c h m i t z e r , Institut für Klassische Philologie, Humboldt-Universität zu Berlin,
ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de

Dr. Michael P. S c h m u d e , Schillerstraße 7, 56154 Boppard-Buchholz, *m.p.schmude@web.de*

Dr. Benedikt S i m o n s , Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf; Erzb. St. Suitbertus-Gymnasium;
Lehrbeauftragter am Institut für Klassische Philologie der Heinrich-Heine-Universität,
Benedikt.Simons@gmx.de

Dr. Alfons S t ä d e l e , Ministerialrat a.D., Dohlenweg 10, 85591 Vaterstetten, *alfostad@web.de*

Dietrich S t r a t e n w e r t h , StD i.R., Liebenowzeile 19, 12167 Berlin, *stratenwerth@t-online.de*

Prof. Dr. Wilfried S t r o h , Bourdonstr. 7, 85354 Freising. Institut für Klassische Philologie,
Ludwig-Maximilians-Universität, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München,
Stroh@klassphil.uni-muenchen.de

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

Friedemann W e i t z , Hochvogelstraße 7, 88299 Leutkirch im Allgäu, *hmg.weitz@web.de*

Dr. Michael W i s s e m a n n , Privatdozent, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal,
mwissemde@yahoo.de

Christoph W u r m , OStR, Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund, *ChrWurm@aol.com*

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie seit Sommer 2009 auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Irmgard Männlein-Robert
Philologisches Seminar d. Univ. Tübingen
Wilhemstr. 36
72074 Tübingen
e-mail: irmgard.maennlein-robort@uni-tuebingen.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
Tel.: (04 41) 60 01 736
www.NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Eggeweg 46
33617 Bielefeld
Tel. (0521) 14 39 166
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
OStD Horst Dieter Meurer
Schloßwiesenstraße 42
56457 Westerburg
HDMeurer@web.de
- 11. Saarland**
Prof. Dr. Peter Riemer
Am Brünchen 12
66125 Dudweiler
Tel.: (0 681) 9 59 16 97
p.riemer@mx.uni-saarland.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Gerlinde Gillmeister
Humboldtstraße 7
07743 Jena
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90
g.gillmeister@web.de

(Stand: März 2013)

ANTIKE UND GEGENWART



Phoenix 1

Lektüre für die Jahrgangsstufe 9

Phoenix

Zweibändiges Lesebuch

Herausgegeben
und bearbeitet
von Friedrich Maier

Phoenix 1

Lektüre für die Jahrgangsstufe 9
192 Seiten, Bestell-Nr. **7761**, € 19,90

Inhalt: Texte von Nepos, Curtius Rufus, Pompeius Trogus, Caesar, Sueton, Einhard, Catull, Ovid, Martial und den Vagantendichtern, außerdem Dokumente der Inschriften sowie der frühchristlichen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Literatur.

ANTIKE UND GEGENWART



Phoenix 2

Lektüre für die Jahrgangsstufe 10

NEU

Phoenix 2

Lektüre für die Jahrgangsstufe 10
Bestell-Nr. **7762**, ca. € 19,90

Erscheint im 2. Quartal 2013

Inhalt: Texte von Cicero, Seneca, Plinius und Ovid; Texte über die Vorsokratiker, Sokrates, philosophische Schulen nach Sokrates und philosophische Grundfragen.

**Lehrer-
kommentare**
zu beiden Bänden
befinden sich in
Vorbereitung.



C.C. Buchners Verlag GmbH & Co. KG
Laubanger 8, 96052 Bamberg
Tel.: +49 951 1609800
Fax: +49 951 61774
E-Mail: service@ccbuchner.de
Web: www.ccbuchner.de

B 4044

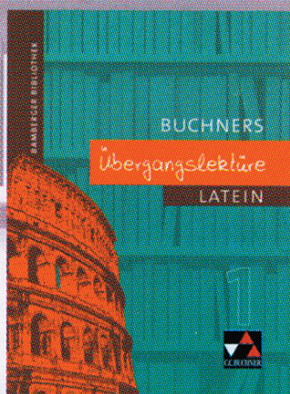
Deutsche Post AG

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Verla
Postfach 1269
96003 Bamberg

Bamberger Bibliothek Lesebücher für den Lateinunterricht

NEU



Buchners Vorkurs Lektüre

Zur differenzierten Wiederholung wichtiger Grammatikphänomene

Bestell-Nr. **5149**, ca. € 12,80

Erscheint im 3. Quartal 2013

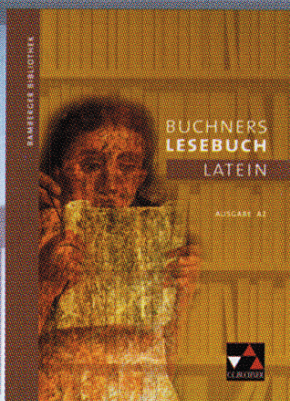
Buchners Übergangsektüre 1

Bestell-Nr. **5157**, ca. € 9,-

Erscheint im 2. Quartal 2013

Die Bände 2 und 3
sind in Vorbereitung.

Wer bin ich? Das Leseheft versucht die Schülerinnen und Schüler bei dieser Frage abzuholen, die sie in ihren Entwicklungsjahren besonders beschäftigt.



Buchners Lesebuch Latein - Ausgabe A 2

132 Seiten, Bestell-Nr. **5152**, € 17,20

Inhalt: Cicero (Rede, Briefe, Philosophie), Ovid (Metamorphosen), Plinius (Briefe), Seneca (Epistulae morales)

Lektüretaining zum Lesebuch A 2

Bestell-Nr. **5156**, ca. € 7,90

Erscheint im 3. Quartal 2013

Ein Lehrerheft befindet
sich in Vorbereitung.



C.C. Buchners Verlag GmbH & Co. KG

Laubanger 8, 96052 Bamberg

Telefon: +49 951 1609800 | Telefax: +49 951 61774

E-Mail: service@ccbuchner.de | Web: www.ccbuchner.de